



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Zweisprachigkeit und Zugehörigkeit der zweiten
rumänischen Migrationsgeneration in Österreich“

verfasst von / submitted by

Ruth Vlas, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna, 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag. Dr. Beatriz De Abreu Fialho Gomes

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
1.1. Kontextualisierung der Forschungsfrage	4
1.2. Aufbau der Arbeit.....	8
1.3. Methodische Herangehensweise	9
1.3.1 Sampling	9
1.3.2. Interviews	10
1.3.3. Auswertungsverfahren	13
1.3.4. Standardisierung und Kontrolle.....	14
1.3.5. Generalisierungsziele	15
2. Kulturelle Identität oder Zugehörigkeit: Zwischen Differenz und Gemeinsamkeit	17
2.1. Cultural Identity und Repräsentation	17
2.2. Belonging: Gemeinsamkeiten, Gegenseitigkeit und Verbundenheit	23
2.3. Zwischen kultureller Identität und Zugehörigkeit.....	27
3. Zweisprachigkeit.....	32
3.1. Mehrsprachigkeit.....	32
3.2. Zweisprachigkeit	33
3.3. Dimensionen der Zweisprachigkeit und soziale Integration.....	35
3.4. Diskurse der Anwendung einer Zweisprachigkeit in Österreich	38
4. Zweite Migrationsgeneration	40
4.1. Zweite Migrationsgeneration in Europa.....	41
4.2. Zweite Migrationsgeneration in Österreich.....	42
5. Rumänische Migrationsgeschichte nach Österreich	48
5.1. Rumänische Migrationsgeschichte im 20. Jahrhundert.....	49
5.1.1. Migration zwischen 1948 und 1989 – Das Ceausescu-Regime	50
5.1.2. Migration nach dem Fall des kommunistischen Regimes – 1989 bis 2007.....	52
5.1.3. Migration seit 2007.....	54
5.2. Rumänische Migrierende in Österreich.....	55
5.2.1. Einwanderungsland Österreich – Migrations- und Integrationspolitik.....	55
5.2.2. Flucht und Asyl rumänischer StaatsbürgerInnen in Österreich.....	58
5.2.3. Arbeitsmigration und EU-Eintritt.....	60
6. Interviewauswertungen und analytische Kategorien	63
6.1. Interviews	63
6.1.1. Erste Gruppendiskussion.....	63
6.1.2. Zweite Gruppendiskussion.....	66
6.1.3. Leitfadeninterview	69

6.2. Kategorien	71
6.2.1. Kulturelle Dimension.....	72
6.2.2. Soziale Dimension.....	77
6.2.3. Strukturelle Dimension	81
6.2.4. Emotionale Dimension.....	86
7. Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit	90
7.1. Differenz im Sprachgebrauch der zwei Sprachen.....	90
7.2. Kommunikationsbarrieren durch soziale Grenzziehungen	92
7.3. Gemeinsame Kommunikations- und Interaktionsmuster der zweiten Generation	94
7.4. Ein Leben zwischen zwei Welten: Das Dilemma der zwei Muttersprachen.....	96
8. Conclusio.....	101
9. Literatur:.....	106
10. Abbildungsverzeichnis:	112

1. Einleitung

In der heutigen Welt sind Migrationsbewegungen Teil des alltäglichen Lebens. Sie werden von der Gesellschaft und der Politik immer wieder unterschiedlich erfasst und umworben, wobei Prozesse der Grenzverschiebungen zwischen „Wir“ und den „Anderen“, Diskurse der Migrations- und Integrationspolitik prägen und diese Folgen für das Miteinander in der Gesellschaft hat. Im Verlauf dieser Grenzverschiebungen wird immer wieder neu bestimmt, wer Teil der Gesellschaft sein kann und wer ausgeschlossen wird. Zugehörigkeit wird anhand gewisser Faktoren festgelegt, die nicht über Zeit und Raum gehen, sondern des Öfteren neu interpretiert werden. Außenstehende müssen demzufolge gewisse Prozesse durchlaufen, um als Teil des Ganzen gesehen und akzeptiert zu werden. Diese Prozesse werden stetig umgeändert und an bestehende Umstände und Ideologien angepasst, um Außenstehenden den Eintritt entweder zu erleichtern oder zu erschweren. So zum Beispiel bestimmt die Staatsbürgerschaft, wer zu einem Nationalstaat gehört und wer nicht. Die Voraussetzungen zum Erhalt einer Staatsbürgerschaft wurden und werden so immer wieder erneut verändert.

Bärbel Völkel – Professorin für Geschichte und Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg – stellte sich in Zusammenhang mit der Thematik der Zugehörigkeit, die Frage, wie lange jemand in einem Land leben müsste, um als Teil des Nationalstaates, der „heimischen“ Kultur zu gelten. (Vgl. Völkel 2014: 1ff.) Im Verlauf dieser Masterarbeit wurde zu dieser Thematik unterschiedliche AutorInnen – wie beispielsweise Hall und Pfaff-Czarnecka – und deren Werke aufgegriffen, wobei sich in diesen wiederholt die Frage stellte, welche Begründungen es für diese Grenzschaftungen gibt und was dies auf individueller Ebene bedeutet, wer wird hierbei unter welchen Umständen inkludiert und exkludiert. Demzufolge sollten nicht nur historische Prozesse, die Grenzen schaffen, beachtet werden, sondern auch unterschiedliche Anwendungen problematischer Begriffe, die wissenschaftlicher Belegung benötigten. Im Rahmen der Kontextualisierung der Forschungsfrage soll demzufolge ein kurzer Überblick geschaffen werden, inwiefern Grenzschaftungen und Grenzziehungen begründet werden.

Die vorliegende Arbeit befasst sich demzufolge mit dem Thema der Zugehörigkeit. Allerdings wird hier der Schwerpunkt auf die Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit gelegt. Das Ziel dieser Arbeit ist es somit einen Einblick in die zweite rumänische Migrationsgeneration in Österreich zu geben. In dieser Hinsicht ermöglicht die Frage der Zugehörigkeit einen Blick auf das Leben dieser Menschen aus der Mikro-Perspektive, die das Individuum in den Vordergrund stellt und somit keine allgemein beobachtbaren Erkenntnisse auf der Makro-Ebene erfassen

kann. Hierbei ergibt sich vor allem in Bezug zu gesellschafts-politische Prozessen und Diskursen eine erweiterte Perspektive, die eine wissenschaftliche, wie auch eine politische Relevanz innehat. Die Ergebnisse dieser Arbeit können einen Beitrag zu diesen wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Diskursen beitragen und einen vertiefenden Einblick in die quantitativen Daten der Makro-Perspektive zur zweiten Migrationsgeneration ermöglichen. Die Thematik der zweiten Migrationsgeneration wird seit einigen Jahrzehnten immer wieder aufgegriffen, wobei in Kapitel 4. der Stand der Forschung näher erläutert wurde. Mit der Frage der Zugehörigkeit beschäftigten sich auch viele unterschiedlichen Forschungsarbeiten, obgleich in dieser Masterarbeit hauptsächlich auf die Arbeiten von Stuart Hall und Joanna Pfaff-Czarnecka eingegangen wurde. Der Stand der Forschung für die Zweisprachigkeit wurde dementsprechend näher in Kapitel 3. dargestellt, wobei hier die Diskussion entlang der Unterscheidung zwischen Mehrsprachigkeit und Zweisprachigkeit, der Spracherwerb und dessen Auswirkung auf die weitere Entwicklung verlief.

1.1.Kontextualisierung der Forschungsfrage

Begriffe wie Nation, Kultur, Ethnizität oder andere Begriffe, die eine Zugehörigkeit konstruieren, müssen in deren historischen Gegebenheiten analysiert werden, um den Kontext ihrer Entstehungsverwendung nachvollziehen zu können. Viele dieser Begriffe haben häufig eine problematische Entstehung oder sind in ihrer Verwendung problematisch, da sie unter Umständen zu starr und einseitig eingesetzt werden. Gegen Ende des 18. und vor allem im 19. Jahrhundert – im Zeitalter des Imperialismus – entstand aus der europäischen Geistes- und Realgeschichte die Idee der unterschiedlichen Nationalitäten als Kategorie. In diesem Zeitraum wurden vermehrt außereuropäische Kulturräume erschlossen, wobei sich aus der europäischen Geistesgeschichte der Nationalitätenbegriff und der Begriff der Nation entwickelte. Es erfolgte ein Ideologisierungsprozess von Ethnos über Nation bis hin zum Nationalismus. (Wernhart 2008: 89ff.) Die Rolle der Nationalität beziehungsweise der nationalen Identitäten, kann als eine moderne Form der Artikulation eines „Wir-Gefühls“ gesehen werden, eine Gemeinschaft oder Einheit der Gesellschaft. Die einzelne Person gehört dieser Einheit an, wobei diese durch die „moderne“, „funktionale“ Gesellschaft entsteht. Hierbei ist der Bezug zum Staat konstitutiv. Fremdheit in diesem Sinne fordert die eigene Identität heraus und bildet eine Grenze zu den „Anderen“. Durch diese Fremdheit bildet und verstärkt sich die persönliche und soziale Wahrnehmung. Diese Ansicht führt auch gegenwertig zur Trennung zwischen „Wir“ und den „Anderen“, durch Benennung unterschiedlicher Grenzen, nationalstaatlicher Regulierungen oder Gesetze. (Mückler 2008: 123f.)

Kultur in diesem Zusammenhang stellt einen genauso problematischen Begriff dar, dadurch dass Kultur nicht als ein zusammengefasstes Momentum historischer, wie auch gesellschaftlicher

Ereignisse analysiert werden kann, sondern als ein sich ständig ändernder Prozess, als sich wechselnde oder wiederholende Praktiken, betrachtet werden sollte. Bedeutung wird in diesem Prozess geschaffen. Kultur in diesem Zusammenhang meint somit die Entstehung und den Austausch von Bedeutung – ein Geben und Nehmen von Bedeutung durch die Gesellschaft. Die gleiche Interpretation und das gleiche Verständnis über die Welt kann somit als Zugehörigkeit zu der gleichen Kultur zusammengefasst werden. (Hall 1997: 2ff.) Die Kritik kann hierbei auf andere Begrifflichkeiten übertragen werden, die eine geschlossene das Konzept eines „Wir“ und „Andere“ verstärken.

Kultur und Nation werden im gesellschaftspolitischen Diskurs vermehrt durch den Begriff der Ethnizität aufgelöst, wobei Ethnizität als Begriff historisch auf die begriffliche und politische Bildung der machtpolitischen, begrenzten Territorien und der ihnen zugeschriebenen Bevölkerung zurückgeführt werden kann, welches unter anderem in Frankreich als Nation oder in Deutschland als das Volk betitelt wurde. Im modernen Verständnis, ist somit der Bezug zum Territorialstaat als politische Organisationsform definierend für den Begriff Ethnizität als Abgrenzungsform. (Mückler 2008: 120f.) Die Bedeutung in der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Ethnizität wird dann ersichtlich, wenn die „Basispersönlichkeiten“ der MigrantInnen ins Licht gedrückt werden sollen. Laut der Enkulturationstheorie können diese und folglich auch die Identität nicht ohne festgelegte nationalkulturelle Rollen gebildet werden, die ethnisch definiert und nach ihrer vollständigen Entwicklung sich nicht mehr zurückbilden können. Auf Basis dieser Ansicht soll somit die Voraussetzung für Gruppensolidarität – wie auch für Gruppendiskriminierung – in der Aufnahmegesellschaft und nicht im Herkunftsland gesetzt werden. (Apitzsch 1995: 163; zit. nach Mückler 2008:121) Ethnizität ist demzufolge eine Zuschreibung von bestimmten Verhaltensmustern in der Aufnahmegesellschaft, wodurch bestimmte Zuordnungen anhand dieser erfolgen. Diese unterschiedlichen Auslegungen der Ethnizität wurden aber im Verlauf der Jahre kritisch hinterfragt und dekonstruiert.

Diese starren Konzepte führen zu einem solchen rigiden Leitbild von Identität, welches nicht nur schwer empirisch erfassbar ist, sondern auch Vorurteile und veraltete Ideologien weiterführt. Die Grundlagen dieser Denkweisen liegen vor allem in der Darstellung der Identität als abgeschlossenen Prozess, der sich im Verlauf der Zeit nur wenig ändert. Diese Ansicht gilt es jedoch zu kritisieren. Für diese Arbeit ist es somit unerlässlich den Begriff der Identität einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Hierzu eignet sich das Konzept Stuart Halls, welcher eine ganzheitlichere Ansicht zu dieser einseitigen Betrachtung von Identität bietet. Stuart Hall, als einer der Hauptvertreter der Cultural Studies, äußert, dass Identität nicht als einen abgeschlossenen Prozess betrachtet

werden kann. Identität befindet sich in einem sich ständig ändernden Prozess, der historisch bedingt und von Machtverhältnissen geprägt wird. Für Hall ist Identität Teil eines „Circuit of culture“, in der Repräsentation, Konsumtion, Regulierung, Produktion und Identität gegenseitige Wirkungen haben. Mit Konsumtion, Regulierung und Produktion meint Hall den Gebrauch, die Inklusion und Exklusion und damit auch die Veränderung kultureller Werte und Bedeutungen, die durch unterschiedliche Codes zur Geltung kommen, wie beispielsweise durch die Sprache. Die Repräsentation durch Sprache stellt für ihn einen zentralen Punkt in der Entstehung von Bedeutung dar. (Hall 1997: 1) Identität allein ist jedoch empirisch schwer zu erfassen. Theoretisch erweitert das Konzept Stuart Halls gut das Leitbild von Identität, indem es vor allem den Blick auf sich ständig bewegende, historische Prozesse legt, die maßgeblich durch Repräsentation verstärkt oder geschwächt werden. (Vgl. Hall 1997: 19) Dieses Konzept ist vorrangig aus diesem Grund für die vorliegende Masterarbeit relevant, jedoch muss es durch einen Ansatz, welcher eine empirische Forschung ermöglicht, ergänzt werden. Hierzu eignet sich das Belonging-Konzept von Joanna Pfaff-Czarnecka.

Für das Belonging-Konzept stellt vor allem die Vielfältigkeit eine große Bedeutung dar. Zugehörigkeit ist nicht eine Einzige, genauso wie Identität nicht eine Einzige ist. Sie kann gleichzeitig und vielfältig vorhanden sein, da unterschiedliche Gruppierungen gegenseitig um die Mitgliedschaft und das Engagement der Mitglieder konkurrieren. Außerdem muss Zugehörigkeit insofern konzeptualisiert werden, dass individuelle Personen innerhalb der kollektiven Konstellationen diese geschaffen haben. Zuletzt ist es ebenso wichtig zu betonen, dass das Kollektive immer intern differenziert ist, beispielsweise durch unterschiedliche sozio-ökonomische Verhältnisse, Geschlecht, usw. Die Zugehörigkeit wandelt sich im Laufe des Lebens und bleibt nicht unverändert gleich. Zugehörigkeit lässt sich heutzutage vor allem durch ihre Vielfalt kennzeichnen. Menschen können sich gleichzeitig mehreren Staaten zugehörig fühlen und können ihre Zugehörigkeit in unterschiedlichen Stadien ihres Lebens verändern, zum Beispiel durch unterschiedliche Alters- und Statusgruppen. Zugleich besteht auch eine situative Vielfalt, wenn Menschen ihre Zeit zwischen Schule, Freunde, Familie, Hobbies usw. teilen. Zusammenfassend kann es also verschiedene Zugehörigkeiten geben, wie Familie, Ethnizität usw., wobei diese in einem Modus voller Spannungen koexistieren können. (Pfaff-Czarnecka 2011: 208ff.)

Ein essenzieller Teil dieser Masterarbeit, ist es den Begriff der zweiten Migrationsgeneration für den weiteren Forschungsverlauf einzugrenzen und genau zu definieren. Hierbei ist es wichtig zu erwähnen, dass dieser Begriff analytisch benutzt wird und dies durchaus keine

greifbare, eingegrenzte Gruppierung ist. Der Fokus wird auf Menschen liegen, die sich als Teil der zweiten Migrationsgeneration sehen. Nicht jeder, der möglicherweise der Definition entspricht, wird sich womöglich auch als solches definieren. Aus diesem Grund ist es wichtig ebenso kritisch mit dieser Definition umzugehen, wie mit den anderen bereits erwähnten Begriffen.

Die Kategorie der zweiten Migrationsgeneration kann unterschiedlich aufgefasst werden, jedoch benutzen Forschende diesen Begriff meistens auf die gleiche Weise, zur Beschreibung der Nachkommen von Einwanderern und Einwanderinnen, die entweder im Aufnahmeland – in diesem Fall in Österreich geboren oder aber vor ihrem vierten Lebensjahr eingewandert sind. In der Definition von Hilde Weiss wird also die Generation betont, die vor dem schulpflichtigen Alter nachgezogen ist und seit jeher im Aufnahmeland leben. Sie sind demnach bereits mit den österreichischen Bildungsinstitutionen vertraut. (Weiss 2007: 25) Für die vorliegende empirische Arbeit kommen Personen infrage, wenn die oben angeführte Definition von Hilde Weiss der zweiten Migrationsgruppe zutrifft – unabhängig davon, ob sie bereits die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen oder nicht.

In sozialpolitischen Diskursen wird von dieser Generation erst seit den 70er Jahren geredet, da mit der “Gastarbeiter“-Anwerbung viele Migrierende ihre Familien nachholten und sich in den entsprechenden Einwanderungsländern etablierten. Folglich wuchs die Zahl der in den Einwanderungsländern geborenen beziehungsweise der dort sozialisierten Kinder. Diese Generation stellte für WissenschaftlerInnen, wie auch für PolitikerInnen, ein neues Interessensfeld dar. Vor allem aus wissenschaftlicher Sicht wurde diese Generation relevant, da sich Konzepte um Zugehörigkeit und Identität immer mehr auch um Migration und Migrierende drehte. Unterschiedliche Konzepte der Identität versuchten Menschen aufgrund bestimmter Merkmale, in einzelne gesellschaftliche Ordnungen einzuteilen. Begriffe wie Nation oder Kultur trugen zu diesem Bild bei und schafften vermehrt eine Homogenisierung einer gesellschaftlichen Gruppe. (Vgl. Hall 2017: 150ff.) Die Diskussion um die zweite Migrationsgeneration spiegelt nun vermehrt Konzepte der Identität, Zuordnung und Zugehörigkeit wider, wodurch sich hier auch die wissenschaftliche Relevanz ergibt. Gesellschaftspolitische, wie auch wissenschaftliche Diskurse versuchen diese Generation immer wieder theoretisch einzuordnen, wobei oftmals die Vielschichtigkeit dieses Themas übersehen wird. Was einerseits von der Makro-Ebene beleuchtet wird, wird auf der anderen Seite auf der Mikro-Ebene übersehen. Andererseits können Perspektiven aus der Mikro-Ebene keine ausreichenden Problemlösungen für gesellschaftliche Herausforderungen liefern. Die

Problematik dieser Masterarbeit ist also nicht nur die Situation der zweiten rumänischen Migrationsgeneration zu beleuchten, sondern ebenfalls durch einen spezifischen Fokus und einer makro-perspektivischen Einbettung, das Individuum hervorzuheben, das von den historischen und aktuellen Diskursen und Handlungen geprägt und geformt wird. In dieser Arbeit möchte sich die Autorin also mit der Situation der zweiten Migrationsgeneration, ihren Herausforderungen und Problemen, wie auch mit ihren positiven Merkmalen und Entwicklungen in ihrer Zugehörigkeitsfindung innerhalb eines Nationalstaates auseinandersetzen. Insbesondere möchte die Autorin ihren Schwerpunkt auf den Einfluss der Mehrsprachigkeit auf die Zugehörigkeit legen, wobei sich hier vernetzende Themen zwischen Gemeinsamkeiten und Spannungen ergeben können. Die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet somit folgendermaßen: Inwiefern wird Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in Österreich erfahren? Folgende weitere Hilfsfragen sollen sowohl bei der Eingrenzung des Themas wie auch bei der Auswertung der Ergebnisse helfen: Wann werden die respektiven Sprachen, in welchem Kontext und mit welchen Emotionen, verwendet? Inwiefern können durch Zweisprachigkeit soziale Grenzziehungen entstehen oder überschritten werden? Wie wird Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration wahrgenommen? Inwiefern werden Gemeinsamkeiten und Differenzen durch Sprache für die Befragten gebildet?

1.2. Aufbau der Arbeit

Die Argumentation dieser Masterarbeit verläuft entlang Stuart Halls theoretische Ausarbeitung zu *race*, Ethnie und Nationen in Bezug auf Differenz und stellt eine wichtige Grundlage für die vorliegende Arbeit dar. Differenz prägt heutzutage immer noch gesellschaftspolitische Diskurse, wobei diese in einer Forschungsarbeit zur Zugehörigkeit mitgedacht werden müssen. In der Repräsentation des Selbst, wird nämlich zeitgleich das Bild des Anderen kreiert. Das eher „negative“ Merkmal des Anderen spiegelt soeben die positive Eigenschaft des Selbst wider. (Miles 2000: 20) Auch wenn man versucht eine möglichst neutrale und objektive Außenposition während des Forschungsprozesses einzunehmen, bleibt man immer noch ein Teil dieses politisch-historischen Komplexes. Folglich ist eine Selbstreflexion unerlässlich. Halls theoretische Ausarbeitung reicht aber dennoch nicht für eine empirische Behandlung des Themas Zugehörigkeit aus, weshalb die Autorin das Konzept der Kulturellen Identität durch das Konzept des *Belonging* ergänzen wird. Während ersteres eine Grundlage zum Kontext kultureller Gegebenheiten und historischen Hintergrunds liefert, kann das Konzept der Zugehörigkeit die Frage der „Identität“ leichter lösen, indem es auf drei Dimensionen –

Gemeinsamkeiten, Engagement und Verpflichtungen – aufbaut, die auch empirisch beobachtbar sind.

Um dieses Ziel zu erreichen und die Forschungsfrage beantworten zu können, wird die Arbeit eine qualitative Forschung sein, die sich einer weitreichenden Literaturrecherche bedient. Im folgenden Unterkapitel wird folglich die methodische Herangehensweise präsentiert, um den Forschungsprozess nachvollziehbar und verständlich zu machen. Anschließend erfolgt eine theoretische Einbettung in die Thematiken der Identität und Belonging nach den Ausarbeitungen von Stuart Hall und Joanna Pfaff-Czarnecka. Damit eine Kontextualisierung der zweiten Migrationsgeneration gegeben war, wurden im nachfolgenden Kapitel Zahlen und Statistiken als Darstellung dieser präsentiert, damit dann folglich auf die Migrationsgeschichte der rumänischen Einwandernden in Österreich eingegangen werden konnte. Diese Kontextualisierung hatte die Absicht ein erstes Bild von der zweiten (rumänischen) Migrationsgeneration anhand quantitativer Daten zu schaffen, bevor die Analyse qualitative Daten aus der Mikro-Perspektive hervorbringt. Demzufolge wurde daraufhin die Analyse der Interviews erfolgen, anhand dessen im Vorletzten Kapitel die Ergebnisse diskutiert wurden. Schlussendlich wurde in einer Conclusio nochmals zusammenfassend auf die vorliegende Forschungsarbeit reflektiert, welche Schlüsse sich hieraus ziehen ließen und welche Fragen abschließend noch offen und zu erforschen wären.

1.3. Methodische Herangehensweise

Die folgende Arbeit baut auf qualitative Interviews, Fokusgruppeninterviews und der anschließenden Analyse dieser auf. Mithilfe des sogenannten Samplings, worunter man die Auswahl der zu untersuchenden Fälle aus einer Grundgesamtheit versteht (Vgl. Przyborski et al. 2010: 176), wurden die InterviewpartnerInnen selektiert. Grundsätzlich wurden Leitfadeninterviews mit im Vorhinein formulierten Fragen geführt. Die Hauptfragen boten demnach den Rahmen für die Befragung, wobei die Fragen keine feste Reihenfolge hatten und kontextuell gestellt wurden.

1.3.1 Sampling

In dieser Arbeit stellte sich die Frage nach der besten Repräsentativität eines Teils der Grundgesamtheit. Da zeitliche Ressourcen nur knapp zur Verfügung standen, wurde zunächst von einem theoretischen Sampling gemäß Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr ausgegangen. So wurde demzufolge im vorliegenden Fall das Sample nicht von vorhinein festgelegt, sondern im Verlauf der empirischen Analyse erweitert. Das theoretische Sampling eignete sich für die diese Arbeit deshalb gut, da eine relativ offene Fragestellung die

Erstauswahl der zu Untersuchenden bestimmte. Insofern geschah die Auswahl der ersten Fälle nicht auf der Grundlage einer spezifischen gegenstandsbezogenen Theorie, sondern auf der Grundlage einer Problemdefinition. (Vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2010: 177) Unterdies wurde die zu untersuchende Gruppe als die zweite rumänische Migrationsgeneration definiert, wobei in diesem Zusammenhang Menschen unterschiedlichem sozio-ökonomischen Hintergrunds, Alters, Geschlecht und Ausbildung zu einer ersten Fokus-Gruppendiskussion eingeladen wurden. Demzufolge konnten auf Basis des Initialsamples die ersten Ergebnisse ausgewertet und interpretiert werden. Auf dieser analytischen Basis wurde entschieden welche Daten als nächstes zu untersuchen waren. Es galt somit zu bestimmen welche Personen sollten noch befragt werden, welche Ereignisse oder Handlungen sollen noch erfragt und untersucht werden und welche Absichten stecken dahinter. Dieses offene Verfahren schließt folglich ein weiteres Samplingverfahren nicht aus, wodurch es im Verlauf der Forschung zu einem Snowball-Sampling kam. Das Snowball-Sampling für diese Arbeit richtete sich an der Definition von Przyborski und Wohlrab-Sahr, indem auf Empfehlungen der Interviewten eingegangen wurde. Konkret wurden weitere Interview-KandidatInnen von Relevanz. Es galt hierbei vor allem mit Vorsicht vorzugehen, damit nicht nur der Kontext bestimmter Netzwerke beleuchtet werden sollte. Des Weiteren sollte die Wahrscheinlichkeit, dass sich bereits interviewte Personen mit den anderen Kontakten aussprechen können, nicht außer Acht gelassen werden, da so die Erzählbereitschaft und -richtung beeinflusst werden kann. (Vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr et al. 2010: 180f.)

Somit galt es für das Forschungsvorhaben einige von vorhinein festgelegten Kriterien zu befolgen: Zu untersuchende Personen sollten der zweiten Migrationsgeneration angehören (Vgl. Kapitel 1.1.). Die Befragten mussten also entweder in Österreich geboren sein oder ab dem vierten Lebensjahr bereits in Österreich leben. Hierbei wurde bewusst kein Alterslimit nach oben gesetzt, um etwaige Erkenntnisse aus der Gegenüberstellung verschiedener Altersgenerationen zu gewinnen. Weitere Kriterien wurden, im Verlauf der Forschung definiert, wobei darauf geachtet wurde, einen möglichst guten Ausgleich zwischen der Anzahl der männlichen und der weiblichen Befragten zu haben, sowie Menschen mit unterschiedlichem sozioökonomischem Hintergrund.

1.3.2. Interviews

Im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit wurde der Fokus auf qualitative Interviews gelegt. Im Gegensatz zu Interviews für quantitative Forschungen – wo das Herstellen und Messen von Zusammenhängen im Vordergrund steht – ist bei qualitativen Interviews das Verstehen im

Zentrum des Erkenntnisinteresses. Der Schwerpunkt wird also, neben Literatur und Theorie, auf Erfahrungen, Handlungsmotive, Selbstinterpretationen oder Situationsdeutungen bestimmter Personen oder Gruppen gelegt. (Dannecker/ Vossemer 2014: 154) Diese werden erhoben und analysiert, mit dem Ziel – je nach Erkenntnisinteresse und Forschungsfrage – Daten zur Beschreibung eines sozialen Phänomens, zur Kontextualisierung oder zur Reflexion auf ein gewisses Thema oder Problematik zu gewinnen. (Froschauer/Lueger 2003: 40f; zit. nach Dannecker/ Vossemer 2014: 154) Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit ist – wie bereits in Kapitel 1.1. erwähnt – die Kontextualisierung und Beschreibung des Zusammenhangs zwischen der individuellen Zweisprachigkeit und der zweiten rumänischen Migrationsgeneration. Hierbei soll die individuelle Erfahrung in den Mittelpunkt der Forschung gestellt werden. Insofern wurden zwei Interviewarten für das weitere Vorgehen ausgewählt: Zum einen ein Leitfadeninterview und zum anderen zwei Fokus-Gruppendiskussionen. Die Teilnehmenden wurden anhand des bereits genannten Samplings ausgesucht. Laut Dannecker und Vossemer (2014: 155) muss demzufolge die methodische Ausrichtung im Prozess der Präzisierung des Forschungsgegenstands und der Datenerhebung immer wieder reflektiert und kritisch überprüft werden, damit ein möglicher Einfluss der methodischen Ausrichtung auf die Ergebnisse reflektiert und hinterfragt werden kann. Im Folgenden werden die zwei Interviewarten präsentiert, um verständlich zu machen, inwiefern diese Vorgehensweisen angewendet wurden.

I. Leitfadeninterview

Das Leitfadeninterview kennzeichnet sich vor allem durch einen vorstrukturierten Leitfaden. So kann dieser für einen engeren Zeitrahmen angewendet werden und eignet sich gut dazu die gewonnenen Daten zu vergleichen. Auch wenn diese Art der Interviews durch eine stärkere Strukturierung geprägt ist als andere Interviewarten, geht es hierbei aber auch um eine Betrachtung, Beschreibung und Analyse der Lebenswelten aus der Sicht der handelnden Menschen. Aus der Sicht ist ein Leitfaden als kein Fragebogen, da der Leitfaden flexibel konzipiert wird. Das bedeutet, dass die Fragen offen gestaltet werden, indem keine Antwortkategorien vorgegeben werden. Ebenso werden die Formulierung der Fragen und die Abfolge der Themen der Gesprächsdynamik angepasst, wodurch eine offene Interviewführung ermöglicht wird. In der Bildung des Leitfades gilt es also sich mit der Frage auseinanderzusetzen, welche Information oder welches Wissen in der Datenerhebung generiert werden sollen, welche Situationen, Handlungen, Akteure, Konflikte oder Kontexte sollen rekonstruiert und beachtet werden. Diese Interviewfragen sollen den Interviewten den Anreiz geben, ihre Erfahrungen zu einzelnen Aspekten zu teilen. Die transkribierten Interviews stellen

folglich das empirische Material dar, welches in der Analyse interpretiert und kontextualisiert wird. (Dannecker/ Vossemer 2014: 158f.) Die Fragen sollten dementsprechend nach mindestens fünf Kategorien verfasst werden: 1. Sie sollten der Alltagssprache und dem soziokulturellen Kontext der interviewten Person verständlich angepasst werden. 2. Fragen sollten auf konkrete Erfahrungen und nicht auf allgemeine Statements abzielen. 3. Die Formulierung sollte möglichst klar und neutral sein. 4. Sie sollten den Interviewten die Möglichkeit geben nach deren Wissen und Interesse zu antworten. 5. Fragestellungen sollten keine bestimmte Antwort nahelegen. (Helfferich 2009: 180; zit. Dannecker/ Vossemer 2014: 159) Durch die verständliche Formulierung der Fragen für alle Interviewten wird ein flüssiger Gesprächsverlauf erleichtert, ebenso durch die Darstellung des Leitfadens in einer übersichtlichen und prägnanten, auf Themen gegliedert und in Einstiegs- und Unterfragen geteilten Konzipierung. (Dannecker/ Vossemer 2014: 160)

Diese Interviewform eignete sich deshalb gut für diese Masterarbeit, einerseits da ein eher eingeschränkter Zeitrahmen für die Datenerhebung zur Verfügung stand und andererseits da sich dieses durch die Offenheit dieser Interviewform sehr flexibel gestalten ließ und somit die Reihenfolge der Themen und die Formulierung der Fragen der Gesprächsdynamik angepasst werden konnte (Vgl. Dannecker/ Vossemer 2014: 159). Das Interview basierte auf einem Leitfaden, der einige Hauptfragen umfasste. Diese sollten dadurch den Themenschwerpunkt stets im Vordergrund halten. Auf die Antworten der InterviewpartnerInnen wurden weitere assoziative Fragen sowie darauf aufbauende Verständnisfragen gestellt. (Vgl. Mey/ Mruck 2007: 269) Die Fragestellungen wurden möglichst offen und ohne vorgegebene Antwortkategorien gestellt und auf Themen unterteilt. Da es sich bei dieser Arbeit um ein Leitfadeninterview mit einem professionellen Sportler handelte, wurden anfänglich einige biographische Fragen gestellt, die sich gut zum Einstieg und zur Kontextualisierung eigneten.

II. Fokus-Gruppeninterview

Das Gruppeninterview kennzeichnet sich vor allem durch die gleichzeitige systematische Befragung von mehreren Personen in formalen und informellen Settings. Mit einer Fokus-Gruppendiskussion wird somit eine Form des Interviews bezeichnet, in der durch einen bestimmten Gesprächsreiz oder -gegenstand am Anfang des Interviews ein Impuls gegeben wird, um Reaktionen, Interpretationen und erste Meinungen erfassen zu können. Auch wenn diese Gesprächsform direktiv wirken kann, bietet es aber eine gute Möglichkeit die Gesprächsführung möglichst zurückhaltend durchzuführen, indem keine Richtung erzwungen wird. (Hopf 2008: 353ff.; zit. nach Dannecker/ Vossemer 2014: 164) Gruppeninterviews eignen

sich deshalb gut kollektive Wissensbestände, Orientierungen und Werthaltungen näher zu erforschen, eignen sich aber beispielsweise auch gut als Ausgangsbasis für weitere Einzelinterviews, Rückspiegelungen und Überprüfungen von Ergebnissen. Für eine Forschung mit einem phänomenologischen Interesse kann daher diese Art der Interviewform eingesetzt werden, um einen Einblick über die Gruppendynamik zu bekommen, so zum Beispiel wie eine Gruppe über bestimmte Themen und Prozesse denkt, wie sie Situationen einschätzten oder Verbesserungsvorschläge haben. Das Gruppeninterview eignet sich deshalb gut für kollektive Meinungen und Ideen, jedoch weniger für individuelle Ausdrucksfähigkeit. Insofern können gleichzeitig Diskursstrukturen und sozialen Haltungen erforscht werden, jedoch sich Schwierigkeiten für die Interviewende Person ergeben. In diesem Rahmen gilt es zeitgleich als leitende Figur – insofern das Interview thematisch mehr oder weniger gelenkt wird – und als moderierende Person – zur Animation der Teilnehmenden zum Gespräch – zu fungieren. (Dannecker/ Vossemer 2014: 164f.)

Demzufolge ist es, laut Dannecker und Vossemer (2014: 165), wichtig einen möglichst guten Ausgleich zwischen dem Befolgen eines Leitfadens und der Entwicklung einer Gesprächsdynamik zu finden, damit ersteres die Entwicklung nicht beeinträchtigt, aber genauso sichergestellt werden kann, dass für die Forschung relevante Themen durchgenommen werden. In der Zusammenstellung einer Gruppe sollten also auch gruppendynamische Aspekte berücksichtigt werden, damit einseitigen Ergebnissen entgegengewirkt werden kann. Dies kann unter anderem durch eine fachlich oder sozial heterogene Gruppe erfolgen, indem unterschiedliche Einblicke auf das Thema ermöglicht werden. Eine homogene Gruppe oder Menschen, die sich bereits kennen, können unter gewissen Umständen die Flüssigkeit des Interviews beeinflussen, wenn bestimmte Themen nicht weiter besprochen werden, aus Angst die bestehenden Beziehungen könnten verletzt oder belastet werden. Intimere Themen könnten unter anderem vice versa leichter innerhalb eines Freundschaftskreises diskutiert werden. In dieser Hinsicht wurde in der Gruppenerstellung darauf geachtet werden, welche Themen angesprochen werden und unter welchen Umständen die Teilnehmenden sich eher öffnen könnten. (Dannecker/ Vossemer 2014: 165)

1.3.3. Auswertungsverfahren

I. Qualitative Inhaltsanalyse

Für diese Arbeit wurden anhand der qualitativen Inhaltsanalyse die Auswertungen durchgeführt. Diese Methode wurde aus Familiaritäts- und Erfahrungsgründen gewählt. Hierfür orientierte sich die Autorin vor allem an den Text von Udo Kuckartz – ein Professor für

Erziehungswissenschaften an der Philipps Universität in Marburg. Er beschreibt die qualitative Inhaltsanalyse anhand von drei Faktoren: Kategorie, Einheit und Kodierung. (Kuckartz 2012: 40ff.) Die qualitative Inhaltsanalyse ist durch ihre Offenheit und dem ständigen Bezug von Kategorie und zum Ausgangsmaterial leicht umzusetzen.

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2012: 41) beschreibt die Definition der Kategorien als ersten Schritt der Analyse. Der Begriff Kategorie wird in den Wissenschaften je nach Position und Fakultät unterschiedlich aufgefasst. In den Sozialwissenschaften wird der Begriff meistens im Sinne einer Klassifizierung benutzt. Eine Kategorie ist demzufolge ein Ergebnis dieser Klassifizierung von Einheiten. Diese Einheiten können von Personen, Ideen bis hin zu Gegenständen und Prozesse gehen. Dieser Prozess der Klassifizierung ist eine geistige Tätigkeit, die sowohl im alltäglichen Leben als auch in der Wissenschaft normalisiert stattfindet. Durch diesen Prozess nehmen wir unsere Umwelt wahr und können Geschehnisse, Personen, usw. in unserem alltäglichen Wissen einordnen. Für eine empirische Forschung sind Kategorien folglich der Prozess, in dem anhand der Forschungsfrage die Forschungskomplexität vereinfacht heruntergebaut wird. Textmengen werden dementsprechend klassifizierend beschrieben, wogegen untereinander ähnliche Merkmale innerhalb einer Kategorie zusammengefasst werden. Hierbei gibt es ein weites Spektrum an möglichen Kategorien, die faktische, inhaltliche, analytische, formelle und weitere Kategorien umfassen können (Vgl. Kapitel 6.1.). (ebd 41f.)

II. Reflexion

In der Selbstreflexion sollte versucht werden die Vorgehensweisen nochmals zu überdenken. Hierbei wurde das von Schultz angeführte Beispiel der Reflexion angewendet. Bei jedem Arbeitsschritt wurde über mögliche Fehler und der Rolle als Forscherin reflektiert, wobei das eigene Vorwissen hinterfragt werden musste, wie von Schultz (2014: 8f.) hervorgehoben wird. Das Vorwissen wurde anhand der theoretischen Einbettung und anhand der Forschungsfrage nochmals auf den Prüfstand gestellt. Das anschließende Auswertungsverfahren wurde während des Kodierungsprozesses und dem Herausarbeiten der Ergebnisse begleitend mitreflektiert und überdacht.

1.3.4. Standardisierung und Kontrolle

Um ein qualitativ hochwertiges wissenschaftliches Arbeiten garantieren zu können, wurden die üblichen Standardisierungs- und Kontrollmaßnahmen herangezogen. Hierzu wurde die Forschungsfrage insofern eng definiert, damit keine Missverständnisse durch unterschiedliche

Auslegungen der verwendeten Begrifflichkeiten entstehen können. Die flexible methodische Vorgehensweise wurde dem Thema angepasst. Da diese Arbeit vermehrt auf die persönlichen und damit subjektiven Erlebnisse und Wahrnehmungen der InterviewpartnerInnen aufbaut, wurde mittels des hermeneutischen Verfahrens gearbeitet. Damit fällt das Kriterium der Objektivität der Forschungsergebnisse in Bezug auf eine Grundgesamtheit in den Hintergrund. Obgleich viele Fälle Ähnlichkeiten aufwiesen und teilweise ineinander übergingen, war es dennoch wichtig, die Subjektivität und die individuellen Erlebnisse, sowie die Ausformung der Einzelfälle zu beachten und zu betonen. Grundsätzlich wirken viele verschiedene Faktoren bei der Wahrnehmung bestimmter sozialer Phänomene mit, insofern diese für das Erschließen der Forschungsergebnisse und damit für die Beantwortung der Forschungsfrage zu berücksichtigen und zu hinterfragen wären. Da diese Arbeit vermehrt auf die persönlichen und damit subjektiven Erlebnisse und Wahrnehmungen der InterviewpartnerInnen aufbaute, wurde mittels des hermeneutischen Verfahrens gearbeitet.

Eine weitere Standardisierungs- und Kontrollmaßnahme für diese Arbeit war die Verwendung der Triangulation. Hierbei wurde durch den Einsatz komplementärer Methoden und Daten versucht die Forschung vor Einseitigkeit oder Verzerrungen zu bewahren. Es wurde aus Zeitgründen eine Methodologische Triangulation gewählt, wobei von einer „between-method-Triangulation“ ausgegangen wurde. Folglich bedeutet dies, dass verschiedene Methoden angewendet wurden, um möglichst vielschichtige Ergebnisse zu erzielen. (Vgl. Steinke 2007: 320)

1.3.5. Generalisierungsziele

Die Generalisierungsziele für dieses Forschungsvorhaben werden in der Literatur häufig als bescheiden beschrieben. Die vorliegende Forschungsarbeit zielt deshalb darauf ab, nicht die Ergebnisse der Studie, sondern die Verfahren zu generalisieren. Dies wurde als sinnvoll erachtet, da die Erkenntnisse nicht auf einzelfallbasierte Ratschläge und Aussichten für die beobachteten Probleme beschränkt werden sollten. Nichtsdestotrotz sind die Diskurse der „Realität“ der Ausgangspunkt der Ergebnisse. (Vgl. Mayring 2007: 5)

Folglich wurden unterschiedliche Methoden zur Generalisierung verwendet, die auf die ausgewählten methodologischen, Standardisierungs- und Kontrollvorgehensweisen basieren. In diesem Sinne erschien die argumentative Generalisierung als am passendsten zu sein. Diese wird von Mayring (2007: 6) als eine ex post Strategie beschrieben. Die Forschenden sollen die Qualität des jeweiligen Samples diskutieren, um anschließend die Möglichkeiten der Generalisierung zu erwägen. Letztendlich ist es das Ziel herauszufinden welche Aspekte der

Ergebnisse für welche neuen Situationen zu generalisieren sind. Hierzu wurde das „theoretical sampling“ als Generalisierungsstrategie benützt. Dieses gilt als eine Form der argumentativen Generalisierung im Prozess der Datensammlung. Unter Anwendung dieser werden die ersten Ergebnisse analysiert, wodurch ersichtlich werden kann welche weiteren Materialien gesammelt werden sollen. (ebd. 6)

2. Kulturelle Identität oder Zugehörigkeit: Zwischen Differenz und Gemeinsamkeit

In der Auseinandersetzung mit theoretischen Ansätzen, die bei der Beantwortung der Forschungsfrage weiterhelfen sollten, waren zwei Ansätze immer sehr präsent: Zum einen Cultural Identity, zum anderen Belonging. Diese zwei Konzepte sind in einer Erstbetrachtung ähnlich in ihrer Zielsetzung, jedoch unterscheiden sie sich in mehreren wesentlichen Punkten. Während ersteres, Identität als Zuordnung von Differenzen sieht, weist das Belonging-Konzept Gemeinsamkeiten als Zentral für eine Zugehörigkeit zu. Aus diesen unterschiedlichen Betrachtungen ergeben weitere wichtige Ansatzpunkte, die eine Beantwortung der Forschungsfrage sehr verschieden ausfallen lassen könnten. Demgegenüber liefern beide Ansätze jedoch wichtige Ausgangspunkte, die vor allem für den empirischen Teil dieser Arbeit von Bedeutung sind. So wirft die Theorie Stuart Halls einen guten Einblick auf Repräsentation und Diskurs, während Belonging durch den Fokus auf Gemeinsamkeiten, Gruppendynamiken unterschiedlicher erfassen lässt.

Somit wurden im Folgenden zuerst beide theoretische Ansätze präsentiert und dann anschließend eine Verbindung zwischen diesen erstellt. Diese Verbindung sollte helfen die Forschungsfrage bestmöglich zu beantworten, indem die Gemeinsamkeiten dieser Ansätze beleuchtet wurden, wobei eine Erweiterung vom Konzept der Identität durch das des Belongings unerlässlich war. Hierzu wurde zunächst mit dem Konzept der Cultural Identity von Stuart Hall begonnen und durch das Belonging-Konzept – wobei der Bezug vor allem auf Joanna Pfaff-Czarneckas Ansatz erstellt wird – ergänzt.

2.1. Cultural Identity und Repräsentation

Stuart Halls – war ein Soziologe und Mitbegründer der Birmingham School of Cultural Studies – Arbeit zu sozio-kulturellen Themen zeigt einen erweiterten Blick auf Begriffe wie Kultur, Ethnizität und *race*. In seiner Arbeit deutet er ökonomische, politische und kulturelle Sphären als bedeutend in der Bildung von relativ autonomen Instanzen. Hierbei stellt sich die Frage, inwiefern drei historische Gestalten wie *race*, Ethnizität und Nation kategorisierenden Annahmen über kulturelle Differenzen erschaffen, welche die Identität eines jeden beeinflussen. (Hall 2018: 25ff.) Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über Halls grundlegende Ideen gegeben, um anschließend auf die Thematik, die für diese Arbeit relevant ist, zu kommen. Hierbei wird sein Ansatz zu Cultural Identity aufgezeigt und darauf aufbauend argumentiert, wieso sein Zugang wichtig für die theoretische Einbettung dieser Masterarbeit ist, wobei speziell auf seine Ideen zur Repräsentation und Kultur eingegangen wird.

Die Arbeit Stuart Halls beschäftigt sich vor allem damit einen erweiterten Blick auf bereits gut debattierte Themen wie beispielsweise *race* zu werfen. So trifft heute die Ansicht, dass *race* ein soziales Konstrukt ist auf breite Zustimmung, jedoch betont Hall diese Ansicht durch ökonomische, politische und kulturelle Sphären zu beleuchten. So wird ersichtlich, dass sich beim Versuch den Begriff der Ethnizität anstelle von *race* zu verwenden, dieselben Differenz bildenden Konstrukte verstecken. Hierbei beobachtet Hall zwei verschiedene diskursive Formen der Ethnizitätsbildung. Zum einen wird ein starkes Zugehörigkeitsgefühl aufgrund eines geographischen Ortssinnes gebildet, das alles ausschließt was fremd ist. Ethnos wird in diesem Zusammenhang als essentialistischer und transzendentaler Begriff erfasst. In dieser Hinsicht versteht sich diese Ansicht als eine naturalisierende und totalisierende Aussage, wie es auch in *Rassendiskursen* üblich war. Zum anderen verdeutlicht Hall, dass beim Streben nach Gruppenschließungen, Unterscheidungen zwischen Ethnizität und *race* nicht beachtet werden. Er zeigt dies anhand der afrokaribischen und südasiatischen Communities in Großbritannien, die in der Nachkriegszeit den Terminus *black* als signifikant in ihrer Identität empfunden haben. Diese Verbindung geht weder aus genetischen Grundlagen noch aus geteilten Sitten und Traditionen heraus, sondern aus Diskursen über kulturelle Differenzen. Entscheidend sind hier kollektive Identitäten, die sich im Verlauf unterschiedlicher historischer Prozesse bilden. (Hall 2018: 25ff.)

Nationalstaatliche Diskurse, die im 18. Jahrhundert ihren Ursprung haben, integrieren eine große Anzahl an Menschen in einer einzigen Identität als Produkt geschichtlicher Prozesse. So war beispielsweise das Symbol eines „freigeborenen Engländer“ ein Produkt dieser Prozesse und abhängig von der Differenz zum „Anderen“. Hall zeigt somit, dass in der Produktion einer Identität nicht nur ein Ort, der als Heimat empfunden wird, für den Bildungsprozess von Bedeutung ist, sondern auch die unterschiedlichen Erzählweisen einer zeitgenössischen Hegemonie. Dieser Prozess wird im Globalisierungszeitalter jedoch durch Mobilität und Vernetzung verzerrt. Für ihn stellt Globalisierung eine weltweite Integration der ökonomischen Produktion, Märkte, Informationsflüsse und Technologien, die mit den globalen Bewegungen und Verlagerungen von Kapital, Waren, medialer Nachrichten und Bilder korrelieren, indem symbolische und reale Grenzen immer mehr verschwimmen. In dieser Konstellation scheinen alte Raum-Zeit-Verhältnisse sich vermehrt aufzulösen, da impliziert wird, dass die Popularität von klassischen wirtschaftspolitischen Ideen, wie der souveräne Nationalstaat und die sich selbst regulierende nationale Wirtschaft, einen Rückgang durchmachen. Die Perspektive richtet sich, so Hall, nun verstärkt auf das gesellschaftliche Leben in sich überschneidende und diskontinuierliche Zeiten und Räume. Diese Entwicklung wirkt sich auch auf Fragen der

Identität und Kultur aus, zumal Raum und Zeit in Systemen der Repräsentation von großer Bedeutung sind. (Hall 2018: 102f.) Neue Rassismen werden auf andere Zielgruppen, wie beispielsweise Migrierende gerichtet und durch sozioökonomische Deregulierungen in neue Narrativen umgewandelt. Diesbezüglich spielt die Diaspora eine wichtige Rolle im Umgang mit Differenzen. Mit der Diaspora wird in diesem Kontext die im Ausland lebende Bevölkerung eines Nationalstaates gemeint, die sich durch dieselbe Sprache und Traditionen zueinander zugehörig fühlen können. Die Diaspora in Halls Beschreibung stellt für Migrierende einen Verbindungspunkt zum Herkunftsland dar, indem der Zusammenhalt mit Menschen aus dem gleichen Land ein Zugehörigkeitsgefühl schafft. In dem Prozess der Integrierung an neue Umgebungen müssen Migrierende nicht nur unterschiedliche Sprachen sprechen, sondern auch zwischen diesen und der Einwanderungskultur übersetzen. Im Verlauf dessen entstehen neue hybride Mischungen unterschiedlicher Arten der Kommunikation. In diesem Sinne kann Identität nicht mehr nur auf eine Narrative bezogen werden. (Hall 2018: 29ff.)

Demzufolge ist Stuart Halls Betrachtungsweise über Kultur eine materielle, nicht als eine Ansammlung von Texten und Artefakten, sondern aber als zentraler Faktor für die Entstehung von sozialen Formationen, durch welche aufstrebende Kräfte gegen bereits etablierte und dominante Autoritäten sichtbar gemacht werden. In der globalen Identitäts- und Differenzpolitik ist die Migrationsthematik für Hall insofern zentral, als Differenz hierbei entweder in einem „absolutistischen Alles oder Nichts“ gedrückt wird oder aber durch die Erfahrung – der Diaspora beispielsweise – ein Umgang mit dem „Anderen“ und der Differenz ermöglicht wird. (Hall 2018: 33ff.) Er unterscheidet hierbei unterschiedliche Diskurse mit unterschiedlichen Definitionen. Hall benennt zwei häufig gebrauchte Definitionen aus zwei unterschiedlichen Bereichen: zum einen die des allgemeinen Gebrauchs im Alltag, zum anderen die psychoanalytische. In der alltäglichen Sprache konstituiert sich Identität durch die Anerkennung einer gemeinsamen Herkunft oder geteilter Charakteristika einer Gruppe oder einer Person. Diese Definition kann auch andere Ideale oder Denkweisen beinhalten, insofern ein Gefühl der natürlichen Solidarität und Einheit geschaffen wird. In der psychoanalytischen Betrachtung gibt es eine große semantische Vielfalt. In Freuds Theorien wird Identität und Identifikation als der früheste Ausdruck einer emotionalen Verbindung gesehen. Identifikation ist somit ein Prozess der Artikulation, welcher nicht kohärent ist. Angesichts dieser unterschiedlichen Möglichkeiten Identität zu definieren, betont Hall die Wichtigkeit diese auch zu betrachten, damit beobachtet werden kann, inwiefern diese die gängigen Interpretationen zu Identität beeinflussen. Diese Interpretationen sollten aber nicht als Ganzes und nicht ohne kritische Reflektion übernommen werden. (Hall 1996: 2f.)

In diesem Zusammenhang ist Identität ein historisch konstruierter, sich immer weiter veränderter Prozess der Verbindung unterschiedlicher kultureller und sozialer Merkmale. Identität gilt als Schnittpunkt neuer theoretischer Diskurse und kultureller Praktiken, der sich erneuter Kritik und Betrachtung unterziehen lassen sollte. So hatte Hall im Verlauf einer Revision des Begriffs Identität diesen neu interpretiert und kritisiert. In seinem Text zu „Old and New Identities“ aus dem Jahr 1991 geht es ihm also um die kritische Überprüfung des Konzepts der kulturellen Identität und der kulturellen Zugehörigkeit. Der Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Annahme, dass Identitäten dezentriert, zerstreut und fragmentiert sind. Das Subjekt ist hierbei historisch definiert und nicht biologisch, da es zu unterschiedlichen Zeiten verschiedene Identitäten durchläuft. Identität kann demzufolge nicht kohärent sein. Folglich sind auch Diskurse und Ansätze zu einer vereinheitlichten, unveränderten Identität eine Illusion. Die alten Identitäten, die einen Gedanken eines wahren, wirklichen Ichs innehalten stellt er auf die gleiche Ebene wie Vorstellungen über Identitäten, die eine Zugehörigkeit zu dieser erfassen, wenn äußere biologische Merkmale gleich sind, sowohl als auch sich Menschen innerhalb solch einer Gruppierung durch andere Faktoren als Gleichgesinnte wahrnehmen. Hall geht hierbei von einer „Krise der Identität“ aus, in der ein Perspektivenwechsel von Nöten ist. Unter diesen Umständen plädiert er für eine Betrachtung eines fortlaufenden Identifikationsprozesses. Somit können Fragen der kulturellen Identität neu gedacht werden. Diese Betrachtungsweise lässt eine Alles-oder-nichts-Identität unmöglich werden und baut auf den Konstruktionscharakter dieser neuen Identität. Identifikation weist in der Alltagssprache daraufhin, seine Abstammung, Herkunft ersichtlich zu machen. Gleichzeitig kann auch auf Eigenschaften und Merkmale verwiesen werden, die mit einer Person oder Gruppe geteilt werden, wodurch sich Solidarität und Bindung auf dieser Grundlage etablieren können. Dieser diskurstheoretische Ansatz sieht Identifikation folglich als Konstruktion, als einen Prozess, der nie abgeschlossen ist und nicht determiniert werden kann. Kulturelle Identität in dieser neuen Betrachtungsweise wird vielfältig und offen konstruiert. Diesbezüglich spricht Hall von einer kulturellen Produktion, in der das Subjekt nicht hineingeboren wird, sondern sich unterschiedlichen symbolischen Ressourcen sozial und kulturell zuordnet. Diese kulturelle Produktion findet im Hintergrund einer diskursiven Praxis statt. (Krönert/ Hepp 2015: 265ff.) Kulturelle Identität kann somit Ort, Zeit, Geschichte nicht transzendieren. Vielmehr hat sie Ausgangspunkte und Geschichten und unterliegt ständiger Veränderung. Sie ist einem ständigen Wechselspiel von Kultur, Geschichte und Macht unterworfen. Innerhalb dieser Prozesse positionieren wir uns selbst beziehungsweise werden wir positioniert, anhand von Narrativen über die Vergangenheit. (Hall 1994: 29)

Hall geht davon aus, dass die Beziehung zwischen Subjekt und diskursiven Praktiken Fragen der Identität aufwirft. Identität als solche ist somit fluid und nicht starr, sie ist nicht geschlossen oder einheitlich. Auch kann nicht von der Singularität einer einzigen Identität ausgegangen werden. Vielmehr ist Identität durch unterschiedliche, oftmals antagonistische und sich überschneidende Diskurse, Praktiken und Positionen geprägt. Identitäten sind somit das Subjekt radikaler Historisierung, die sich in einem ständigen Prozess der Veränderung und Transformation befinden. Die Debatten um Identität sollten somit um diese historischen und spezifischen Entwicklungen kursieren, die „etablierte“ Bevölkerungen und Kulturen gestört haben, wobei hier vor allem der Prozess der Globalisierung zu erwähnen ist. Hall argumentiert, dass Identitäten tatsächlich Thematiken zur Nutzung der Ressourcen der Geschichte, Sprache und Kultur im Prozess des Werdens („process of becoming rather than being“; Hall 1996: 4) sind, mit der Perspektive was aus uns werden kann, wie wir uns repräsentieren oder wie wir repräsentiert werden. Identitäten werden somit innerhalb der Repräsentation und nicht außerhalb gebildet. (ebd. 3f.)

Die Verbindung von Repräsentation und Kultur ist laut Hall somit nicht voneinander trennbar. Kultur in diesem Zusammenhang beleuchtet die gemeinsamen geteilten Werte, wobei Sprache das Medium ist, durch welches wir unserer Welt Sinn zuteilen. Bedeutung wird erst durch Sprache produziert und ausgetauscht, wodurch es zentral für Bedeutung ist. Sprache auf der anderen Seite ist ein Repräsentationssystem mit Zeichen und Symbolen, durch welche Gedanken, Ideen und Gefühle in der Kultur repräsentiert werden können. Hall bezeichnet dies als den „circuit of culture“. Hierbei beeinflussen sich Repräsentation, Identität, Konsumption, Produktion und Regulation gegenseitig. (Hall 1997: 1f.)

Die Definition von Repräsentation kann auf zwei unterschiedliche Wege zusammengefasst werden. Erstens kann sie als Repräsentation von etwas verstanden werden, um dieses als Porträt oder Imagination darzustellen oder zu beschreiben, um eine gewisse, Resonanz oder Assoziation in unseren Gedächtnissen zu erzeugen. Repräsentieren kann aber auch als Symbolisierung verstanden werden. Aus diesen zwei Definition lässt sich erkennen, wie wir durch Sprache der erlebten Welt Sinn geben und komplexe Gedanken ausdrücken können. Repräsentation ist also die Produktion von Bedeutung der Konzepte in unseren Köpfen durch Sprache. Es gibt zwei Prozesse der Repräsentation. Auf der einen Seite haben wir das System durch welches alle Arten von Objekten, Menschen und Ereignissen mit einem Set von Konzepten der mentalen Repräsentation korreliert werden. Ohne diese mentalen Repräsentationen könnten wir keinen Sinn aus der uns umgebenden Welt machen. Bedeutung

entsteht somit immer in Beziehung zu den in der Welt erlebten Dingen und den konzeptuellen Systemen, die als mentale Repräsentationen operieren. Wir können kommunizieren, da wir die gleichen konzeptuellen Gedankenstränge teilen und so die Welt auf ähnliche Weise interpretieren und erklären. So könnte ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Kultur entstehen. (Hall 1996: 16ff.) Gemeinsam geteilte konzeptuelle Gedankenstränge reichen jedoch nicht aus, um Bedeutungen und Konzepte zu repräsentieren und auszutauschen. Eine gemeinsame Sprache gilt als Voraussetzung, um dies zu tun. Die Sprache stellt somit das zweite System der Repräsentation dar, durch welches Bedeutung entstehen kann. Durch Sprache können wir unsere Gedanken und Konzepte in Worte, Geräusche oder Bilder übersetzen. Mit Sprache meint Hall hier einen linguistischen Zugang, im Sinne der Sprache als System (ebd. 18f.)

In den Bedeutungsprozessen der Kultur gibt es zwei miteinander verwobene Systeme der Repräsentation. Das erste System ermöglicht es uns der Welt, die uns umgibt Sinn zu geben, indem wir ein Set an Übereinstimmungen oder eine Kette an Äquivalenzen zwischen Dingen, Menschen, Objekten usw. und unserem System von Konzepten oder den konzeptuellen Gedankensträngen konstruieren. Das zweite System besteht darin Zusammenhänge zwischen diesen konzeptuellen Strängen und einem Set an Zeichen aufzubauen, die in unterschiedlichen Sprachen organisiert oder angeordnet werden, wodurch Konzepte repräsentiert werden können. Die Beziehung zwischen „Dingen“, Konzepten, und Zeichen ist das Kernelement in der Bedeutungsproduktion der Sprache. Der Prozess, der diese drei verbindet, wird von Hall als Repräsentation betitelt. (Hall 1997: 19) Ein möglicher Zugang zur Kultur ist die Betrachtung als geteilte konzeptuelle Gedankenstränge, als geteilten Sprachsysteme und den zwischen diesen beiden vermittelnden Codes. Diese können die Beziehung zwischen Konzepten und Zeichen regulieren, indem sie die Bedeutung innerhalb der Sprache und der Kultur festlegen. Durch Codes können wir verständlich hören und sprechen, wodurch wir unsere Konzepte auch in Sprache übersetzen und folglich kommunizieren können. Dieser Prozess ist aber kein natürlicher, sondern ist das Ergebnis von sozialen Abkommen. Dies wird somit gesellschaftlich, kulturell fixiert. Kinder beispielsweise werden von klein auf mit diesen sozialen Konventionen konfrontiert und ihnen werden die Konzepte und Systeme der Repräsentation, die Codes der Sprache und der Kultur beigebracht, damit sie dann zu kulturell kompetenten Subjekten in der Gesellschaft funktionieren können. (ebd. 22f.)

Die sozialen Konventionen werden aber immer durch Machtverhältnisse geformt und gebildet. Diese Machtverhältnisse gilt es zu analysieren. Foucault beispielsweise geht davon aus, dass Wissen einerseits stets eine Form von Macht ist und andererseits Macht darüber bestimmt wo

und unter welchen Bedingungen Wissen angewendet wird oder auch nicht. Die Frage nach der Anwendung und der Wirksamkeit des Wissens ist für ihn viel wichtiger als die Frage nach der Wahrheit. Er begründet dies dahingehend, dass Wissen in Verbindung mit Macht die Autorität über das „Wahre“ hat und auch die Macht sich selbst als das Wahre zu etablieren hat. Foucault geht also von einem Regime der Wahrheit aus, in welchem durch Macht etabliert wird, was zur Wahrheit werden soll. Die Praktiken, die zur Etablierung dieses Regimes führen, sind unter anderem die gängigen Diskurse, sowohl politische als auch gesellschaftliche, die Mechanismen und Strukturen, die diesen unterlegen sind, usw. (Hall 1997: 48f.) Aus diesen unterschiedlichen Theorien kann also gesehen werden, dass Wissen und Macht durchaus verbunden sind. Diskurse, Konzepte, Strukturen usw., die in der Bildung der Repräsentation von Bedeutung sind, können also nicht ohne den Zusammenhang zu den zeitgenössischen Machtverhältnissen analysiert werden. Identität wird hierbei innerhalb dieser Machtverhältnisse der Repräsentation gebildet.

2.2.Belonging: Gemeinsamkeiten, Gegenseitigkeit und Verbundenheit

Das Belonging-Konzept entstand aus der Not Identitätskonzepte zu erweitern, da deren Grenzen vor allem im empirischen Bereich schnell deutlich wurden. Belonging beschäftigt sich anders als Identität nicht mit dem Subjekt aus der gesellschaftlichen Makro-Perspektive, sondern vermehrt aus der Perspektive des Subjekts. In der Auseinandersetzung der vorliegenden Arbeit mit diesem Thema erschien das Konzept Joanna Pfaff-Czarneckas für den empirischen Teil der Arbeit als sehr zutreffend. Das Konzept wurde deshalb in der Folge um Ansätze anderer AutorInnen ergänzt. Zunächst wurde aber eine kurze allgemeine Einführung zum Konzept des Belongings gegeben, um dann auf die grundlegendsten Ideen Joanna Pfaff-Czarneckas zu kommen.

Der Belonging-Ansatz setzt seinen Ausgangspunkt in der Suche nach der Heimat, nach einem Zuhause. Hierbei geht es, um die Wahrnehmung des Gefühls sich zu Hause zu fühlen, sich sicher zu fühlen. Nira Yuval-Davis, Professorin für Gender-, Sexualitäts- und ethnischen Studien an der University of East London, beschreibt in einem Artikel zu „Belonging and the politics of belonging“ Zugehörigkeit als „emotional attachment, about feeling ‘at home’“. Yuval-Davis schrieb ihre Ansicht zu Belonging vor dem Hintergrund der aus dem Bombenanschlag 2005 in London entstandenen Polemiken und Problemstellungen. Hierbei entstand eine Naturalisierung der Zugehörigkeit, wobei Belonging dann politisiert wird, wenn es bedroht wird. Mit der Politisierung der Zugehörigkeit meint Yuval-Davis politische Projekte, die die Zugehörigkeit auf bestimmte Wege und Gruppen fokussieren. Aus diesem Grund

argumentiert sie, dass es besonders wichtig sei zwischen Zugehörigkeit und der Politik der Zugehörigkeit zu unterscheiden. (Yuval-Davis 2006: 197ff.) Sie definiert Belonging folgendermaßen: *“People can ‘belong’ in many different ways and to many different objects of attachment...however, belonging is always a dynamic process, not a reified fixity, which is only a naturalized construction of a particular hegemonic form of power relations.”* (Yuval-Davis 2006: 199)

Sie differenziert hierbei zwischen drei analytischen Ebenen der Zugehörigkeit: 1. soziale/ gesellschaftliche Positionen; 2. Identifizierung und emotionale Verbundenheit; 3. ethische und politische Werte. Mit sozialer Positionen ist die Identifizierung einer Person mit möglicherweise einer oder mehreren Identitätskategorien, die sich aber in unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen bilden und formen, gemeint. So kann beispielsweise eine Frau sich aufgrund ihres Geschlechtes identifizieren, aber gleichzeitig auch in ihrem Alter und ihrer Ethnizität Zugehörigkeit finden. Die gesellschaftliche Position einer Person baut sich demnach auf unterschiedliche Achsen der Differenzen auf. Die gesellschaftlichen Trennungen, wie *race*, Klasse oder Geschlecht können nicht als einzelne sich summierende Faktoren betrachtet werden, sondern müssen als sich gegenseitig konstituierende Faktoren analysiert werden. So hat zum Beispiel eine Frau aus der Mittelschicht andere Schwierigkeiten und Probleme als eine Frau aus den Oberschichten. Die Identifizierung und die emotionale Verbundenheit sind zentrale Elemente, die mit der gesellschaftlichen Position einer Person zusammenhängen. Das eine lässt sich ohne das andere nicht analysieren. (Yuval-Davis 2006: 199ff.) Identitäten werden von Yuval-Davis hierbei als Erzählungen und Geschichten, die Menschen sich selbst und anderen erzählen, um sich selbst zu beschreiben, was sie ausmacht und was nicht. Nicht alle Erzählungen handeln von Zugehörigkeit zu spezifischen Gruppen, sondern können auch von individuellen Attributen, Wünschen, Zielen und vieles mehr sprechen. Diese Identitäts-Narrativen, wie Yuval-Davis sie nennt, können sowohl in individueller Form als auch in kollektiver empfunden werden. Diese Narrativen können sich verändern und vermehren, sie können sich auf Vergangenes beziehen oder die Gegenwart erklären, jedoch dienen sie in ihrer Hauptfunktion als eine Projektion eines möglichen Entwicklungsverlaufs. Die Konstruktion der Zugehörigkeit ist allerdings nicht nur eine kognitive Narrative, sondern auch eine Reflektion unterschiedlicher Emotionen und Verbundenheit. Individuen, wie auch Gruppen, finden sich in einem ständigen Prozess des Findens und des Werdens (Vgl. Hall 1996: 4). Diese Konstruktion kann allerdings in manchen historischen Gegebenheiten den Menschen aufgezwungen werden, indem Identitäten und Zugehörigkeit nah an soziale Positionierungen gebunden werden. Auch wenn es diese Näherungen geben könnte, meint Yuval-Davis, sollte eine analytische

Differenzierung zwischen diesen Ebenen dennoch gegeben sein. Die dritte und letzte von Yuval-Davis angesprochene Ebene sind die ethischen und politischen Werte. Zugehörigkeit hängt somit nicht nur von den gesellschaftlichen Positionierungen und der individuellen und kollektiven Verbundenheit und den Identitäten ab, sondern auch von den Arten wie diese gewertet und beurteilt werden. In diesem Zusammenhang werden hierbei betreffend Ideologien und Einstellungen wie Grenzziehungen der Identität gezogen werden sollten, sichtbar. Folglich stellt Yuval-Davis hier auch einen Zusammenhang zu der Politik der Zugehörigkeit. Die Politik der Zugehörigkeit meint hierbei die Grenzziehungen um eine politische Gemeinschaft, indem die Bevölkerung in „Wir“ und „die Anderen“ unterteilt wird. Yuval-Davis zitiert unterdies den von John Crowley benutzten Begriff der „boundary maintenance“ und die Reproduktion dieser Grenzen durch die hegemoniale politische Macht, aber eben auch deren Anfechtungen und Herausforderungen durch gegensätzliche politische Agenten. Innerhalb dieser Machtkämpfe etablieren sich unterschiedliche Narrativen und Identitäten, die ein bestimmtes Bild aufbauen sollen, indem aber verschiedene Rollen und gesellschaftliche Positionierungen zugeschrieben werden. Die Debatte um die Staatsbürgerschaft ist ein solches Beispiel einer Grenzbildung zwischen Zugehörigen und Außenstehenden. (ebd. 202ff.) Peter Geschiere beschäftigt sich mit der Beziehung zwischen Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaft. Er geht hierbei davon aus, dass eine autochthone Staatsbürgerschaft der Idee einer nationalen gegenübersteht, da erstere eine Exklusion von „Fremden“ verlangen würde. Die genaue Definition wer dazugehört und wer exkludiert wird, kann sich allerdings abrupt und drastisch ändern. Diese Narrative einer autochthonen Bevölkerung die mehr Rechte haben sollte, kann eine Mobilisierungsmacht haben, indem Geschichte manipulativ erzählt wird. So wird durch eine Politik der Zugehörigkeit entschieden, wer dazu gehört und wer nicht. (Geschiere 2011: 176)

Der Belonging-Ansatz von Joanna Pfaff-Czarnecka geht vor allem von der kategorischen Unterscheidung zwischen „Belonging“ und Identität aus. Sie baut zwar auf die bisher erwähnten Ideen des Belongings auf, ergänzt es jedoch durch drei relevante Kategorien: 1. Die Wahrnehmung und Ausführung von Gemeinsamkeiten; 2. die sozialen Beziehungen der Gegenseitigkeit und 3. die materiellen, wie auch immateriellen, Verbundenheit. Zugehörigkeit in ihrer Definition ist also eine emotionale, soziale Verortung die aus diesen, im Wechselspiel vorhandenen, drei Faktoren besteht. (Pfaff-Czarnecka 2012:12) Eine Verbundenheit oder das Teilen gemeinsamer Erfahrungen führt zur Gegenseitigkeit und verstärkt eine Anbindung. Die soziale Verortung findet sich in einer Suche nach dem Vertrauten und Dauerhaften, nach einem Zuhause in dem man sich angekommen fühlt, wieder. Dieses Bedürfnis sich zu Hause zu fühlen wird allerdings von unterschiedlichen Gruppen oftmals begrenzt und systemisch zugeschnitten,

indem Konfrontationen mit sozialen Grenzziehungen stattfinden. Zugehörigkeit wird hierbei umkämpft und verteidigt, wodurch sie exkludierend sein kann. Die sozialen Grenzziehungen lösen oftmals neue Spannungen aus, aber können auch Anpassungen schaffen. Folglich ist es wichtig zu analysieren, inwiefern diese Grenzziehungen Lebenswelten beeinflussen und innerhalb der Rahmenbedingungen von Machtasymmetrien zwischen Inkludierten und Exkludierten ausgehandelt werden. (ebd. 8ff.)

Die Unterscheidung zwischen Identität und Zugehörigkeit ist vor allem empirisch und analytisch wichtig, da sich der Begriff der Zugehörigkeit – auch wenn viele Dimension des Identitätsbegriffs innerhalb des Belonging-Ansatzes inkludiert werden – besser eignet, um die Komplexitäten, Dynamiken und Feinheiten der zwischenmenschlichen Beziehungen wiederzugeben. (Pfaff-Czarnecka 2012:12) Identität ist für Pfaff-Czarnecka ein kategorisches Konzept, welches relational in dem Sinne ist, da es sich dem Anderen gegenüber platziert. Zugehörigkeit verbindet Kategorisierung mit gesellschaftlichen Beziehungen, indem soziale Verbindungen gebildet und erhalten werden. Außerdem sollen Verpflichtungen und Engagements diese Verbindungen stärken und stützen. Zugehörigkeit betont die Situationsbedingtheit und die multiplen Parameter die Gemeinsamkeiten, Gegenseitigkeit, und Attachments. Für Pfaff-Czarnecka ist Identität zu sehr an Grenzziehungen, Partikularismus und gesellschaftlicher Teilung fixiert, wobei das Konzept des Belongings die vorhin erwähnten Punkte schaffen kann, aber vielmehr auch Grenzen erweitern kann, inklusive einer Integration von anderen Faktoren, wodurch neue Gemeinsamkeiten entstehen können. Zusammengefasst können die Unterschiede zwischen diesen konzeptuellen Ansätzen auf eine wesentliche Gegenüberstellung reduziert werden: Identität betont die kollektive Homogenität einer gesellschaftlichen Einheit, während Zugehörigkeit den Fokus auf Gemeinsamkeiten legt, aber nicht unbedingt auf Gleichheit. Durch Gemeinsamkeiten kann sich ein gemeinsamer kultureller Nenner bilden. Wie im Beispiel aus der Einleitung mit der Zugehörigkeit des Islams zu Deutschland, könnte das Belonging-Konzept neue Elemente in bereits existierende Parameter von Zusammengehörigkeit einschließen. Hierbei ist eines der wichtigen Aspekte das Ziel von Zusammengehörigkeit. Aus diesem Grund sind weitere wichtige Charakteristika im Belonging-Konzept Gegenseitigkeit und Engagement. Die Gemeinsamkeiten der Zugehörigkeit können sowohl der Vergangenheit – im Sinne der Nostalgie – gehören, als auch zukunftsorientiert sein, um nicht nur das bereits Gewesene einzuschließen, sondern auch die Möglichkeit zu werden offenlässt. Im Kontrast dazu etabliert Identität eine kollektive Narrative mit dem Ziel die politische Realisierung zu ermöglichen. Für Pfaff-Czarnecka ist die Bedeutung der geteilten Gemeinsamkeiten für eine gemeinsame Zukunft wichtig, da durch das gegenseitige Verstehen

der Sinn der Gegenseitigkeit verstärkt wird. Infolgedessen können Normen, die gemeinsame Erwartungen und Verpflichtungen stärken, einen gemeinsamen Horizont schaffen und somit Reziprozität, Loyalität und Engagement stabilisieren. Gegenseitigkeit bedeutet also den „Anderen“ wahrzunehmen und Regelungen über gesellschaftliche Beziehungen zu beachten. Einer Nation angehören wird meistens so interpretiert, indem versucht wird das Wohl des Staates zu verfolgen, und dabei Bürgerrechte genießen zu können, bei gleichzeitiger Reziprozität, welche sich als Beachtung der Bürgerpflichten äußert, vor allem als Zahlung der eigenen Steuerschulden. Um einen nationalen Raum beizutreten und langfristig dort zu bleiben, müssen MigrantInnen sich des Öfteren so präsentieren, dass sie es besonders verdienen, sich diesem nationalen Raum mit seinen Rechten und Pflichten anschließen zu dürfen. (Pfaff-Czarnecka 2011: 202ff.)

2.3. Zwischen kultureller Identität und Zugehörigkeit

In den oberen Ausführungen wurden die zwei unterschiedlichen Ansätze zur Verortung präsentiert, die zum einen von einer kulturellen Identität und zum anderen von der Zugehörigkeit ausgehen. Joanna Pfaff-Czarnecka erwähnt, dass das Identitätskonzept in einigen Dimensionen auch im Zugehörigkeits-Ansatz vorhanden ist, dieses aber sowohl analytisch als auch empirisch unzureichend ist. In der Auseinandersetzung mit diesem Thema wurde der Autorin bewusst, dass sie weder das eine noch das andere Konzept ausschließen kann, da beide wichtige Anhaltspunkte für das vorliegende Forschungsthema liefern. Aus diesem Grund wird im Folgenden eine Gegenüberstellung der zwei Ansätze angegangen, wobei eine Ergänzung der beiden Konzepte zueinander erwünscht ist, damit eine ganzheitliche Betrachtung möglichst sichergestellt werden kann.

Die Thematik der Zugehörigkeit und der Identität kann sich sehr vielfältig gestalten. Hierbei stellt sich die Frage was gehört dazu und was nicht, beziehungsweise was wird als zugehörig angesehen und was nicht. Beide Ansätze beschäftigen sich mit der Suche nach Zugehörigkeit in einer sich immer mehr vernetzten Welt. Im Zuwanderungskontext ergeben sich dadurch wesentliche Aspekte, die beleuchtet und interpretiert werden mussten. Hall und Pfaff-Czarnecka nehmen sich dieser Aufgabe an, indem sie bereits existierende Theorien und Ansätze kritisieren und durch deren Ideen ergänzen und erweitern. In der Auseinandersetzung mit der Zugehörigkeit tauchen immer wieder ähnliche Begriffe auf, welche reflektiert neu- oder umgedacht wurden. So dreht sich die Reflexion häufig um Begriffe wie Wir-Gruppe, Andere, Migration, gesellschaftliche Inklusion und Exklusion, wie auch Machtkämpfe und Diskurse. Das Zusammenleben in einer sich ständig verändernden, mobilen Gesellschaft, erschwert die

Analyse dieser Begriffe insofern als neue Konstellationen und Muster erforscht, analysiert und hinterfragt werden müssen. Pfaff-Czarnecka stellt sich hierbei die Frage, weshalb Fragen der sozialen Verortung heutzutage erneut eine wichtige Rolle spielen. Hierbei geht sie davon aus, dass in Anbetracht der enormen Veränderungen in der „globalisierten“ Welt, das Individuum die eigene Verortung in der sozialen Welt zu hinterfragen mag. Auch auf analytischer Ebene ergeben sich hierbei unterschiedliche Formen von Anbindungen und Verbundenheit, wie beispielsweise der Platz des Subjekts in einem Kollektiv, geographische Verbundenheit zum Geburtsort usw. Im Kontext der Zuwanderung und Migration spielen Entortung und Einbettung eine wichtige Rolle, da für viele Menschen mit Migrationsgeschichte eine Neuverortung aus mehreren Gründen problematisch ist. So haben diese meistens mit langwierigen Verwaltungsprozeduren zu kämpfen, die bestimmte Grenzziehungen sichtbar machen. Auch können durch die neue soziale und politische Umgebung das eigene Wissen und die eigenen Werte delegitimiert werden. Umso wichtiger erscheint nun das Thema der Zugehörigkeit in Anbetracht dieser Faktoren. (Pfaff-Czarnecka 2012: 13ff.) Auch in Halls Ansatz ist der Ausgang eine globalisierte vernetzte Welt, die sich immer mehr in einem „Multikulturalismus“ äußert. Dieser wurde durch Politiken der Zugehörigkeit geformt und etabliert. (Yuval-Davis 2006: 213) Diskurse formen hierbei die Sichtweise der Menschen, indem unterschiedliche Repräsentationssysteme diesen Diskursen Bedeutung geben. Mit Repräsentationssystemen meint Hall, die unterschiedliche Weise, in der wir Konzepte organisieren, ordnen und klassifizieren. So nutzen wir beispielsweise diese Kategorien, um Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Konzepten zu identifizieren, um diese zu differenzieren. Hall nennt hier das Beispiel eines Vogels, welchen wir in gewisser Weise mit einem Flugzeug vergleichen, da beide fliegen. Andererseits stellen wir aber auch gleichzeitig die großen Unterschiede zwischen diesen fest. Diese Konzepte müssen allerdings in ihrer Bedeutung repräsentiert, beziehungsweise ausgetauscht werden. Dies geschieht hierbei durch das zweite von Hall beschriebene System der Repräsentation – die Sprache. Sprache dient zur Konstruktion von Bedeutung, damit wir diese Konzepte in geschriebenen Wörtern, gesprochener Sprache oder visuellen Bildern ausdrücken können. Hall verwendet Sprache als einen sehr weit gefassten Begriff, welcher ausdrücken soll, inwiefern wir unsere Gedanken und Ideen mit Sprache formulieren. (Hall 1997: 16ff.) Dies geschieht durch unterschiedliche Kodierungen, die uns dazu befähigen untereinander verständlich zu kommunizieren und Bedeutung vom Sprechenden zum Hörenden weiterzugeben. Hall nennt diesen Prozess die Übersetzbarkeit der Sprache. Diese Übersetzbarkeit ist aber nichts Natürliches, sondern das Ergebnis gesellschaftlicher Sitten und Bräuche. Diese spezifischen Konzepte schaffen das kulturelle

Subjekt, indem ein kulturelles Know-How weitergegeben wird. Diese Kodierungen werden unbewusst internalisiert, wodurch bestimmte Konzepte und Ideen durch das eigene System der Repräsentation vermittelt werden können. (ebd. 22)

Weitere Verbindungspunkte dieser zwei Ansätze ergeben sich auch durch die Betonung der Bedeutung. Bei Hall wird von den „shared meanings“ ausgegangen (Vgl. Hall 1997: 2), während bei Pfaff-Czarnecka (Vgl. 2012: 34) von Bindungen, Anhaftungen und Verortungen ausgegangen wird. Unterdessen gehen aber beide in unterschiedliche Richtungen mit ihrer Analyse. Pfaff-Czarnecka stellt nämlich in diesem Zusammenhang eine Verknüpfung zwischen materiellen Bindungen und Anhaftungen, die in Besitz genommen werden müssen, auf. Diese Objekte und sozialen Räume stellen wichtige Anhaltspunkte für eine Verbindung oder eine Befremdung gegenüber des „Anderen“ dar. Hierbei ist unter anderem interessant, wie Menschen mit Migrationsgeschichte ihr neues Zuhause und somit auch ihre Zugehörigkeit schaffen. Methodisch wird hier der Fokus auf den noch wenig erforschten Ansatz der „Selbstintegration“ gelegt. (Pfaff-Czarnecka 2012: 45) Für Hall wird im Gegensatz dazu mehr die Schaffung von Bedeutung betont. In seiner Ansicht besteht Kultur hauptsächlich aus der Produktion und dem Austausch von Bedeutung zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft oder einer Gruppe. Wenn gesagt wird, dass zwei Menschen der gleichen Kultur angehören, so ist folglich gemeint, dass diese die Welt auf ziemlich gleiche Weise auffassen und interpretieren. Das Konzept der geteilten Bedeutung kann zum Teil als zu verallgemeinernd und einheitlich gesehen werden. In jeder Kultur gibt es eine große Diversität an Bedeutung zu unterschiedlichen Themen, die unterschiedlich interpretiert werden können. Andererseits meint Kultur auch das Wirken von Emotionen, Attachments und Gefühlen, wie auch von Konzepten und Ideen. Diese „cultural meanings“ organisieren und regulieren gesellschaftliche Praktiken, beeinflussen unser Verhalten und Schaffen folglich praktische Effekte. Die Betonung der kulturellen Praktiken ist insofern wichtig, da Teilnehmende an diese Praktiken Menschen, Objekten und Veranstaltungen Bedeutung schenken. Dies geschieht, indem in uns Gedanken und Gefühle dazu entstehen, die wir dann ausdrücken und repräsentieren. Die Bedeutung entsteht auch hauptsächlich durch die Art und Weise, wie wir diese Praktiken repräsentieren, durch die Sprache, die wir verwenden, um sie zu beschreiben oder durch die Bilder, die wir hiervon produzieren. Kultur kann in dieser Weise als all denjenigen Praktiken zusammengefasst werden, die Bedeutung und Werte tragen und eben auf diese angewiesen sind, damit sie in unserem Verständnis Sinn ergeben. (Hall 1997:2f.) Wie wir Bedeutung schaffen ist auch in Bezug zu Differenz wichtig. Aus einer linguistischen Sicht können wir erst durch Differenz zwischen Sachen unterscheiden. Ein weiterer linguistischer Anhaltspunkt ergibt sich auch in

der Argumentation, dass wir Differenz brauchen, um den „Anderen“ Bedeutung zu geben. Hall argumentiert hierbei, dass Differenz ambivalent sein kann, wodurch sie sowohl als positiv als auch als negativ empfunden werden kann. Diese Ambivalenz ist jedoch für die Produktion von Bedeutung oder in der Bildung von Sprache notwendig, damit selektiert werden kann, was diesbezüglich relevant ist. Andererseits kann eine Betonung auf Differenzen als bedrohlich und gefährlich empfunden werden, was in Aggression und Hostilität gegenüber den „Anderen“ enden. Diese als Bedrohung empfundenen „Anderen“ werden folglich durch Naturalisierungen stereotypisiert. Die Repräsentation der „Anderen“ soll die Überlegenheit der „Wir“-Gruppe betonen. (ebd. 234ff.)

Schlussendlich betonen sowohl Hall als auch Pfaff-Czarnecka, dass Zugehörigkeit und Identität nicht als eine einzige, abgeschlossene Kategorie gesehen werden darf. Hall geht hierbei vom Prozess des Werdens aus. Es geht ihm nicht nur darum welche Faktoren Identitäten beeinflussen können, sondern auch inwiefern sich diese entwickeln können. (Hall 1996: 4) Pfaff-Czarnecka betont in diesem Zusammenhang das Konzept des multiplen Belongings. Dieser Einsicht liegt zugrunde, dass sich Menschen im Verlauf ihres Lebens gleichzeitig, wie auch nacheinander, in unterschiedlichen Verortungen finden. In dieser Hinsicht sind manche Zugehörigkeiten zwingend oder angeboren (Familie), erworben (Beruf, Ausbildung), manche leichter zu erreichen als andere (Staatsbürgerschaft) und leichter abzulegen (Hobbys). Unter anderem lassen sich somit einige Konstellationen unterscheiden, wie zum Beispiel multiple ethnische oder nationale, sequenziell-biographische, familiäre, freundschaftliche, religiöse oder Zugehörigkeiten mit unterschiedlicher Reichweite, wie Nation, Verwandtschaft usw. Diese Welten sind nicht voneinander getrennt und können auch ineinandergreifen. In jeder sozialen Welt gelten andere soziale Codes, die sich besser oder schlechter miteinander verbinden lassen (Vgl. Hall 1997). (Pfaff-Czarnecka 2012: 53f.) Die Navigation zwischen unterschiedlichen sozialen Räumen ermöglicht neues Wissen und Habiten, die dann anschließend miteinander kombiniert werden können oder dies zumindest versucht wird, wenn man in dem respektiven sozialen Raum als zugehörig gelten möchte. (ebd. 56)

Der Prozess des Werdens, wie von Hall beschrieben, kann auf diese Weise gut durch die Merkmale der Zugehörigkeit ergänzt werden. Identität allein ist schwer zu untersuchen, da es nicht leicht ist, diese empirisch zu erforschen und zu beobachten. Aus diesem Grund ist Belonging gut erfassbar, da es sich auf drei Hauptelemente fokussiert: Gemeinsamkeiten, Engagement und Verpflichtungen bzw. Gegenseitigkeit. Dieser Gedanke impliziert nicht das entweder oder, sondern das situative und strategische. Das fluide Konstrukt der Cultural

Identity von Stuart Hall lässt sich demnach sehr gut mit der Vielfältigkeit der Zugehörigkeit verbinden. Zugehörigkeit geht über die Grenzen einer Einheit hinaus und verbindet Gemeinsamkeiten. Aus dem Konzept der Cultural Identity ist es wichtig die Frage der Diskurse, Praktiken etc. die eine Zugehörigkeit bilden können, wie auch die historischen Gegebenheiten, beizubehalten. Durch diese Bausteine wurde der Arbeit durch das Belonging-Konzept das erfassbare, zu analysierende Element gegeben. Der Prozess der Repräsentation in Verbindung mit der Mehrsprachigkeit war ein weiterer wichtiger Baustein dieser Arbeit, welcher im nachfolgenden Kapitel erläutert wurde.

3. Zweisprachigkeit

Zugehörigkeit kann, wie bereits erwähnt, durch unterschiedliche Eckpunkte entstehen. In dieser Arbeit sollte das Zugehörigkeitsgefühl durch Sprache erforscht werden. Um dies zu tun, benötigte es an theoretischen Einbettungen zum Thema Zweisprachigkeit. In diesem Kapitel wurde der Fokus nun auf die Thematik der Zweisprachigkeit gelenkt. Zunächst wurde eine kurze Einführung zum Thema Mehrsprachigkeit präsentiert, um eine Differenzierung zwischen den zwei Konzepten der Zweisprachigkeit und Mehrsprachigkeit zu betonen. Der Ansatz der Zweisprachigkeit wird häufig im europäischen Raum durch das der Mehrsprachigkeit ersetzt, da die Sprachpolitik der EU-Mehrsprachigkeit als zentralen Bestandteil europäischer Identitätskonstruktionen und Bildungsziele sieht. (De Cillia 2010: 246) Aus diesem Grund ist es wichtig eine gute analytische Unterscheidung zwischen diesen zwei Begrifflichkeiten vorzunehmen.

3.1. Mehrsprachigkeit

Mehrsprachigkeit per Definition meint die Beherrschung mehr als einer Sprache, wobei Bilingualismus, Trilingualismus Subkategorien dieser sein könnten. Das Konzept der Mehrsprachigkeit wird durch mehrere Komponenten charakterisiert: Zum einen das Subjekt oder die Person selbst, in dessen Gedächtnis sich die Sprache formt – die kognitive Dimension; das Mikrosystem in denen sie leben – die Dimension der Familie; die gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten, in welchen sie integriert werden – die sozio-kulturelle Dimension. Um eine weitere Sprache lernen zu können, brauchen diese Menschen nicht nur die Muttersprache als Basis, sondern auch ein gewisses Ausmaß an linguistisches Talent für den Spracherwerb und eine gute positive Einstellung und Motivation gegenüber Fremdsprachen. Mehrsprachigkeit kann also nur als multidimensionales Konstrukt erfasst werden. (Sándor 2010: 379)

Folglich ist es sinnvoll zwischen einer gesellschaftlichen oder kollektiven Mehrsprachigkeit und einer individuellen Mehrsprachigkeit zu unterscheiden. Letzteres bezieht sich auf die Kenntnisse mehrerer Sprachen eines Individuums, wobei ersteres sich auf die Verwendung mehrerer Sprachen in einer Gesellschaft, einem Staat oder einer politischen Einheit bezieht, wie beispielsweise die kollektive Mehrsprachigkeit der Schweiz. Des Weiteren wird im Konzept der Mehrsprachigkeit zwischen innersprachlichen, lebensweltlichen und fremdsprachlichen Mehrsprachlichkeit unterschieden. Die innersprachliche meint die unterschiedlichen Auslegungen einer Sprache, wie zum Beispiel Deutsch in den drei deutschsprechenden Ländern Schweiz, Österreich und Deutschland. Hierbei ist die grammatikalische Basis gegeben, jedoch

können unterschiedliche Vokabeln und Verwendungsmuster verwendet werden. In der lebensweltlichen Mehrsprachigkeit werden die autochthonen Minderheitensprachen und die SchülerInnen mit Migrationsgeschichte unterschieden. ersteres meint die beispielsweise die durchgängige zweisprachige Ausbildung bis zur Matura in Ungarisch oder Kroatisch. Hierzu wurden eigene Schulgesetze aufgestellt, ganz im Gegensatz zu der Mehrsprachigkeit der SchülerInnen mit Migrationsgeschichte. In den seltensten Fällen werden eigene Curricula und Schultypen für diese Minderheiten vorgesehen. Folglich wird der Regelunterricht normal besucht und falls vorhanden zusätzliche pädagogische Zusatzmaßnahmen bereitgestellt. Muttersprachlicher Unterricht wird aber kaum angeboten und wenn doch, dann unzureichend und unverbindlich. Oftmals kann es aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse des Aufnahmelandes zu Marginalisierungen und Assimilation kommen. Schlussendlich macht die fremdsprachliche Mehrsprachigkeit die wichtigste Form in den europäischen Schulen aus. Diesbezüglich wird dem Fremdsprachenunterricht größerer Bedeutung geschenkt, als den oben erwähnten. Ziel dieser Sprachpolitik ist es, dass zumindest eine zweite Fremdsprache in den Schulen gelehrt wird. (De Cillia 2010: 247)

Dieser kurze Ausflug zum Thema Mehrsprachlichkeit zeigt, dass dieses Konzept sehr weitgefasst ist und nicht ausschließlich für diese Arbeit relevant ist. Auch wenn sich hieraus viele anregende Forschungsaspekte ergeben könnten, stellt dennoch die Forschungsfrage dieser Arbeit der Zweisprachigkeit als Faktor für eine Zugehörigkeit in den Fokus. Mehrsprachigkeit allein ist nicht ausreichend, da vor allem von der Verwendung der ersten Muttersprache und der zweiten erlernten Sprache ausgegangen wird, die in diesem Fall Rumänisch und Deutsch sind. Folglich ist es zunächst wichtig, inwiefern dieser Begriff definiert werden kann, und wie könnte dieser auch empirisch angewendet werden.

3.2.Zweisprachigkeit

Die Definition des Begriffs der Zweisprachigkeit kann zum Teil sehr pragmatisch ausfallen, indem hierbei alldiejenigen inkludiert sind, die zwei Sprachen sprechen. Diese Definition braucht aber eine weitere Unterscheidung, da es hierbei auch eine Differenz zwischen Menschen, die zuerst eine Sprache gelernt haben und erst im späteren Verlauf ihres Lebens eine zweite Sprache gelernt haben und denjenigen, die von Geburt an mit zwei Sprachen aufgewachsen sind. Normalerweise sehen wir in diesem Begriff alle Menschen miteingeschlossen, die ein substanzielles Wissen der zwei Sprachen verfügen. In diesem Fall ist es jedoch schwer zu definieren was ein substanzielles Wissen ist. Dieses könnte von einem hohen Level an Sprachfertigkeit bis hin zum Kleinsten bedeuten. Außerdem finden in der

Debatte zur Definition und Eingrenzung dieses Begriffs immer wieder Diskussionen, wann und wie die Sprachen erworben wurden, statt. Insofern werden früh vs. spät, gleichzeitig vs. nacheinander, selektiv – zum Beispiel für einen Beruf oder einer Ausbildung – vs. allgemein und viele mehr als Vergleichskategorien aufgestellt. (Filipović 2019: 1) Eine allgemeine inklusive Definition gestaltet sich deshalb schwer. Filipović versucht sich an einer Definition und beschreibt diesen Begriff wie folgt: „I will consider bilingualism to be a cline, comprising a spectrum of linguistic histories of different speakers and their abilities, which are not fixed and constant but rather flexible and malleable both in the short term (e.g. conditioned by different communicative situations) and long term, over the lifespan” (ebd. 1)

Wie bereits oben angeführt, gibt es viele Möglichkeiten zwischen unterschiedlichen Kategorien des Bilingualismus zu unterscheiden, wie zum Beispiel die verschiedenen Faktoren, die für eine zweisprachige Entwicklung eine Rolle spielen. Durch diese große Anzahl an konzeptuellen Differenzen lässt sich ein zusammenfassender Ansatz umso schwieriger gestalten. (ebd. 4ff.) Folglich wird anknüpfend daran der Fokus nicht zu sehr auf die unterschiedlichen Konzepte zu Zweisprachigkeit gesetzt, sondern mehr auf eine kurze Einführung der Art und Weise, wie der Bilingualismus von Menschen verarbeitet, umgesetzt und benützt wird.

Filipović's Argumentation verläuft entlang der Meinung, wir benützen ein System der Sprache, welches uns ermöglicht sowohl in schriftlicher als auch mündlicher Form zu kommunizieren. Diese Modalitäten bleiben dem Menschen im Gedächtnis, sodass die relevante Information in Übereinstimmung mit den Regeln der Sprache wiedergegeben werden können. Dahingehend kann Sprache beispielhaft als eine Kommode mit vielen Schubladen unterschiedlicher Größen und Gestaltungen gesehen werden. Lernende einer Sprache müssen unterdies lernen was und wie viel in welchen Schubladen, für einen späteren Aufruf dieser Informationen, sie lagern sollen. So entstehen sprach-spezifische Gewohnheiten in der Erfassung und dem Abruf der nötigen Information. Die Frage, die sich die Autorin nun stellt, ist in welcher Sprache solche Gedankenstränge geschehen. Gibt es Situationen, in welchen zweisprachige Menschen, die eine Sprache der anderen vorziehen, zum Beispiel wenn sie über ein gewisses Thema reden oder denken sie immer in deren stärkeren Sprache, unabhängig von der Sprache, die sie im Moment benützen? Sprache und Gedächtnis sind aber nicht gleichzusetzten. Auch wenn in den meisten Fällen Sprache als Mittel zur Übermittlung unserer Erinnerung dient, sind nicht alle Erinnerungen linguistisch in unseren Gedächtnissen eingepägt. So kann es durchaus visuelle Erinnerungen, wie auch anderer Art, geben. Sprache

in diesem Fall ist ein kognitives Werkzeug, welches Bedeutungen und Beziehungen zusammenfasst, codiert, betont, organisiert und transformiert. (Filipović 2019: 116f.) Wie auch in Hall's Ansatz, dient die Sprache als ein System der Repräsentation, durch welchem wir Ereignissen, Diskursen, etc. Bedeutung geben. Durch diese Repräsentationssysteme werden wir zu kulturellen Subjekten, da wir nicht nur die unterschiedlichen Codierungen der Sprache lernen, sondern auch die der Kultur. (Hall 1997: 17ff.) Um auf die Fragen von Filipović zurückzukehren, so versucht sie sich in ihrer Arbeit an eine Auswertung unterschiedlicher empirischer Studien und Forschungen, die sich mit diesem Thema befasst haben. Da die Aufzählung dieser Ergebnisse den Rahmen dieser Arbeit sprängen würde, werden folglich nur einige Beispiele genannt. In diesem Zusammenhang stellte sich heraus, dass zweisprachige Menschen häufig „shared patterns“ zur Verbalisierung und Registrierung verwenden. Wird ein solches Muster weniger verwendet, so ist diese Komponente weniger detailliert in der Sprache, wie auch im Gedächtnis vorhanden. Werden beide Sprachen gleich stark verwendet, so können mehrfache Ressourcen zur Beschreibung einer Situation gleichermaßen verwendet werden. Ist allerdings eine stärkere Sprache vorhanden, so werden vermehrt nur Ressourcen der stärkeren Sprache verwendet. (Filipović 2019: 143f.)

3.3. Dimensionen der Zweisprachigkeit und soziale Integration

Diese Masterarbeit setzte ihren Fokus bewusst nicht auf die Thematik der Integration, da dieser Begriff sehr durch politische Diskurse geprägt ist und von diesen auch viele theoretische Ableitungen gemacht worden sind. In diesem Fall aber erschien ein kurzer Einblick zur sprachlichen Integration jedoch als sinnvoll, da es einen guten Überblick auf die Entwicklung und Prägung der Zweisprachigkeit lieferte. In diesem Zusammenhang bezieht sich diese Masterarbeit unter anderem auf die theoretische Einarbeitung von Hartmut Esser – ein Migrationswissenschaftler und Professor der Soziologie und Wissenschaftstheorie an der Universität Mannheim – der sich der Thematik der Zweisprachigkeit aus einer transdisziplinären Perspektive annähert und Rudolf de Cillia – ein Sprachwissenschaftler an der Universität Wien – der die Problematik aus einer soziolinguistischen und sprachpolitischen Position diskutiert. Essers Ansatz versucht einen Verbindungspunkt zwischen den unterschiedlichen Disziplinen, sei es die Linguistik, (Sozial-) Psychologie, Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften zu finden. Er argumentiert, dass oftmals nur schwer einen Zusammenhang zu einem möglichst vollständigen und integrierenden Konzept geschaffen werden kann, wodurch die engen Verbindungen von Spracherwerb, Schul- und Arbeitsmarkterfolg, Aspekte der Integration, wie soziale Kontakte und Organisation im Alltag der Migrierenden nicht verständlich und kohärent erklärt werden können. (Esser 2006: 2f.) Im

Gegensatz dazu wird in De Cillias Ansatz die Thematik aus einer rein Sprachwissenschaftlichen Sicht beleuchtet und setzt ihren Fokus auf den Spracherwerb von Kindern in der Migration. (De Cillia 2011:1)

Integration und Zugehörigkeit werden vielerorts als korrelierendes Zusammenspiel gesehen und gedeutet. In einer allgemeinen Definition kann Integration, laut Harmut Esser, wie folgt definiert werden: Integration kann im Allgemeinen zwei verschieden auf sich bezogene Aspekte inkludieren, zum einen die Soziale Integration und zum anderen die Systemintegration. Soziale Integration meint die Inklusion oder Exklusion von Menschen in ein bestehendes gesellschaftliches System. Das kann beispielsweise eine Bildungseinrichtung oder ein Beruf sein. Die Systemintegration hingegen wird als der Zusammenhalt ganzer gesellschaftlicher Systeme verstanden - eine Kohäsion über verschiedene Teile und Kategorien einer Gesellschaft hinweg. (Esser 2006: 7f.) Wird dieses Konzept nun vereinfacht auf die soziale Integration von individuellen Akteuren in zwei mögliche Bezüge nämlich der Inklusion und der Exklusion in einer Aufnahmegesellschaft angewendet, so ergeben sich vier Typen der individuellen Sozialintegration: 1) Die Marginalität, das Individuum wird sowohl in der Aufnahmegesellschaft als auch in seiner Herkunftsgesellschaft ausgeschlossen. 2) die ethnische Segmentation meint die Inklusion in der Herkunftsgesellschaft und die Exklusion aus der Aufnahmegesellschaft. 3) Die Assimilation als umgekehrte Form der ethnischen Segmentation, wobei in diesem Fall die Exklusion aus der Herkunftsgesellschaft erfolgt und die Inklusion in die Aufnahmegesellschaft. 4) Die multiple Inklusion in beide gesellschaftliche Systeme. Dementsprechend lässt sich laut Esser dieses Konzept auch auf den Aspekt des Erwerbs einer Sprache anwenden.

Inhaltlich können diese vier Konzepte auf verschiedene Dimensionen angewendet werden. So wird der Erwerb von Wissen und Fertigkeiten nach Esser als die kulturelle Dimension, die Platzierung in der Arbeitswelt oder im Bildungssystem als die strukturelle, die Bildung von Kontakten und sozialen Beziehungen als die soziale und schlussendlich die Identifikation als die emotionale Dimension beschrieben. Sprache durchläuft also alle vier Dimension, die sich gegenseitig bedingen und die soziale Integration beeinflussen. (Esser 2006: 8) Als Medium der Kommunikation und das Erlangen von Wissen und Ressourcen ist der Spracherwerb der Aufnahmegesellschaft eine zentrale Funktion zur sozialen Integration. Innerhalb der strukturellen und sozialen Dimension ist sprachliche Kompetenz von entscheidender

Bedeutung und wirkt sich auch auf die emotionale Dimension aus. (ebd. 11f.) Er illustriert dies anhand folgender Darstellung:

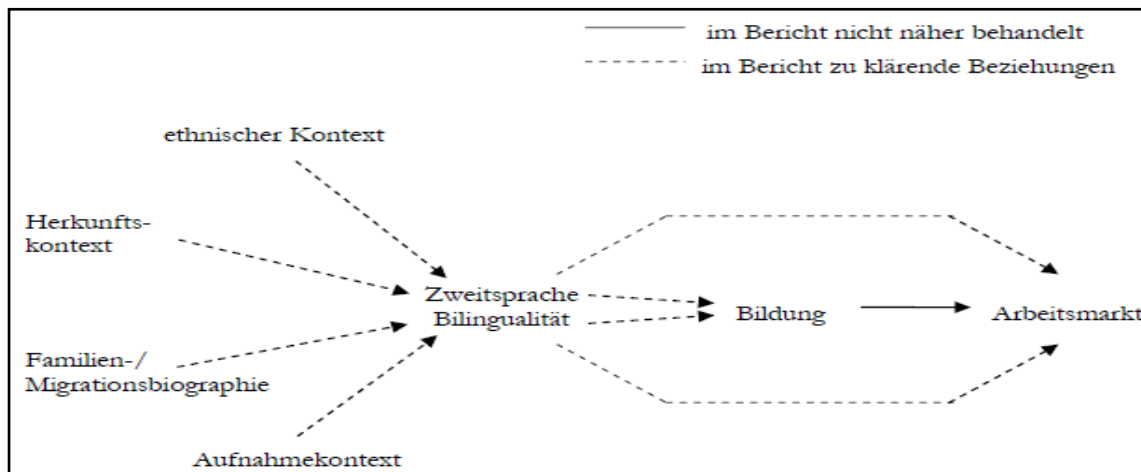


Abbildung 1.
Quelle: Esser 2006: 14; „Migration, Sprache und (strukturelle) Integration“

Dieser Abbildung nach können die unterschiedlichen Kontexte die Zweisprachigkeit – das Wissen, die Entwicklung und der Gebrauch dieser – beeinflussen. Je nach Sprachfertigkeit und sozio-wirtschaftlichem Kontext kann sich diese auf die Bildung und Bildungsrichtung auswirken. Infolgedessen kann der Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert oder erschwert werden. (Esser 2006: 14)

Rudolf de Cillia unterscheidet in seiner Ausarbeitung zwischen dem Erstspracherwerb und dem Zweitspracherwerb. Ersterer findet in der Primärsozialisation statt und meint den Erwerb der Familiensprache oder Erstsprache. Dies ist die erste Sprache, mit der die Kinder sozialisiert werden und diese auch beim Schuleintrittsalter bereits ausreichend für eine weitere Ausbildung beherrschen. Der Zweitspracherwerb tritt hierbei häufig erst später ein und wird als Umgebungssprache aufgenommen. Im Migrationskontext bedeutet dies, dass die schulische Sozialisation größtenteils in der Zweitsprache verläuft. Die Umgebungssprache wird folglich hauptsächlich in der Form des ungesteuerten Spracherwerbes erworben, wobei es sich vom Erwerb einer Fremdsprache unterscheidet. Hierbei kann es zu unterschiedlichen Kombinationen der Familien- und Umgebungssprache kommen, da die unterschiedlichen Sozialisationsverläufe sehr vielfältig ausfallen können. Insofern kann sich je nach familiärer Situation, Einreisealter, etc. die jeweiligen Sprachkenntnisse oder Defizite ergeben, beispielsweise wenn durch ein späteres Einreisealter der Zweitspracherwerb unter schwierigeren Umständen erfolgt. Insofern spricht De Cillia hier von individueller Zweisprachigkeit oder Mehrsprachigkeit (Vgl. Kapitel 3.1.). In diesem Fall kann sich ein Semilingualismus oder eine Halbsprachigkeit entwickeln, bei der eine ungünstige

Sprachsozialisation zu einer verringerten Entwicklung beider Sprachen führt. Dies führt zu unzureichenden Kenntnissen der Mutter- und Zweitsprache. (De Cillia 2011: 1f.) Wird die Erstsprache gefördert, so kann dies zu einem positiveren Selbstbild der eigenen Gruppe und Sprache führen. Dies kann sich wiederum auf die Entwicklung der Zweitsprache auswirken. Jedoch wirken sich hierbei nicht nur individuelle und schulische Faktoren auf die Sprachfertigkeit aus, sondern auch externe Variablen. (ebd. 4)

Für diese Masterarbeit ist es demzufolge relevant inwiefern diese unterschiedlichen Dimensionen von den Interviewten wahrgenommen werden und welche Erfahrungen sie ausmachen konnten, die auf deren Zweisprachigkeit zurückzuführen sind. Wie auch in Essers Arbeit zu entnehmen, können unterschiedliche Sprachkenntnisse die individuelle Identifikation beeinflussen, sei es auf ethnisch/ nationaler, gesellschaftlicher oder politischer Ebene. (Vgl. Esser 2006: 7ff.) Auf Grund dessen ist es wichtig sowohl in den Interviews auf diese Thematik zu achten als auch in der Auswertung Kategorien dementsprechend zu formulieren. Hierbei wird in Kapitel 6.1. näher darauf eingegangen.

3.4. Diskurse der Anwendung einer Zweisprachigkeit in Österreich

Wenn nun die Rolle der Sprache für die zweite Migrationsgeneration in Österreich analysiert werden soll, dann müssen Diskurse, Strukturen, etc. zuerst definiert und beleuchtet werden. Dies wurde zusammenfassend gemacht, wobei nur auf Teilaspekte dieser fokussiert wurde. Hierzu wurde der Begriff der Mehrsprachigkeit verwendet, da dieser von den meisten Quellen so verwendet wurde, wobei nicht immer ganz klar erscheint, was mit Mehrsprachigkeit gemeint ist. In der Auseinandersetzung mit diesen Themen wurde jedoch ein Bezug zur Zweisprachigkeit geschaffen.

Der ÖDaf – österreichischer Verband für Deutsch als Fremdsprache/ Zweitsprache – vertritt unter seinem Verband die Stobler Thesen zur Sprachenpolitik. Diese wurden 1994 in Wien angenommen und formulieren sprachpolitische Grundsätze auf die sich der ÖDaf bezieht. Der ÖDaf selbst versteht sich als Netzwerk und Forum für fachlichen Austausch und ist Mitglied im ÖSKO – Österreichisches Sprachenkomitee, eine Initiative des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Die drei Grundgedanken, die den Thesen unterliegen sind erstens eine Sprachpolitik, von den Menschenrechten entsprechend geleitet, der Mehrsprachigkeit; zweitens Österreich als multiethnisches Land und drittens Deutsch als plurizentrische Sprache. Das Ziel des sprachpolitischen Engagements ist die Mehrsprachigkeit (ÖDaf, o.D.)

Die österreichische Situation zu diesem Thema scheint aber nicht ganz diesen Idealen zu entsprechen. In der öffentlichen Debatte wird immer wieder die sprachliche Assimilation gefordert. Dies wird beispielsweise durch die verpflichtenden Deutschförderklassen klar. Hierbei werden SchülerInnen mit Migrationsgeschichte mit nicht ausreichenden Deutschkenntnissen in spezielle Klassen gesteckt, die zur Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse führen sollen. Der sozio-kulturelle Hintergrund wird nicht beachtet, genauso wenig wie die Kenntnisse für andere Fächer, was sehr schnell zu segregierenden Situationen führen kann und sich die betroffenen SchülerInnen nur mehr schwer an eine normale Schulsituation gewöhnen können, wobei der Spracherwerb nicht unbedingt von Erfolg geprägt ist. (ORF, o.D.) Die Debatte der Mehrsprachigkeit wird immer wieder entfacht und diskutiert. Österreich als ein multiethnisches Land steht oft in der Kritik nicht genug für die Förderung der Mehrsprachigkeit zu tun. Erst neulich geriet die Integrationsministerin Susanne Raab in die Kritik, da sie meinte, Mehrsprachigkeit könnte Parallelgesellschaften fördern. Diese Aussage stütze sich auf die vom ÖIF veröffentlichte Zahlen der SchülerInnen mit nichtdeutscher Erstsprache, die in Wien auf 52,2 Prozent liegen. (Scherndl/ Schmidt 2020)

Aus den oben erwähnten Beispielen wird klar, dass Mehrsprachigkeit oder Zweisprachigkeit in Österreich nicht immer von Vorteil sein kann. Vielmehr werden indirekt Machtstrukturen impliziert, die unterschiedliche Wertungen der Sprachen aufgrund des ethnischen Hintergrunds untergraben. Diese unterschiedlichen interethnischen Sympathien können innerhalb sozialer Gruppierungen durch Auf- und Abwertungen stattfinden. Der Vergleich zwischen „Wir“ und den Anderen löst meistens ein positives Selbstbild für die Wir-Gruppe aus, indem sie sich selbst positive Eigenschaften und Verhaltensweisen zuschreiben. Im Prozess dieser Bewertungen spielen Vorurteile und Stereotypen eine bedeutende Rolle. Diese Verallgemeinerungen sind meistens auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ethnizität zurückzuführen. Die unterschiedlichen Aspekte von Verschiedenheit beziehen sich häufig auf kulturelle und sozioökonomische Faktoren, wobei Menschen aus sozial „schlechter“ gestellten Gruppierungen häufiger negativ bewertet werden. (Verwiebe et al. 2015: 92) Hierbei wären die von Hall erwähnten unterliegenden Machtverhältnisse, die soziale Konventionen bilden (Vgl. Hall 1997: 48f.) wichtig zu erforschen. Diese Machtstrukturen sind meistens in soziopolitischen Diskursen und Praktiken zu erkennen und eingebettet. Zweisprachigkeit kann also nicht ohne den Bezug zu diesen analysiert werden. Für diese Forschungsarbeit bedeutet dies, die Befragten hinsichtlich dominanter Diskurse zu fragen, die sie womöglich geprägt haben.

4. Zweite Migrationsgeneration

Das Forschungsfeld über die Lebensperspektive von Personen zweiter Migrationsgeneration ist im Großen und Ganzen multi- und interdisziplinär geprägt, da es viele verschiedene Paradigmen miteinander verbindet und demnach aus diversen Perspektiven untersucht wird. (Tosic/ Streissler 2009: 185) Bereits in den 70er und 80er Jahren erfolgte die Auseinandersetzung mit der Migrationsthematik unter anderem mittels der sogenannten Kulturkonfliktthese. Diese stellt die vermeintliche Diskrepanz zwischen den Traditionen und dem Wertesystem des Herkunftslandes der Eltern und der Kultur der Aufnahmegesellschaft dar, welche sich in einen Kulturkonflikt manifestieren. (Gapp 2009: 133) Obgleich diese Generation im Aufnahmeland geboren und aufgewachsen ist, ist sie zugleich mit den Wertvorstellungen und Erwartungen konfrontiert, die es zu erhalten gilt. (Geisen, zit. nach Tosic/ Streissler 2009: 194). Die Kulturkonfliktthese impliziert eine Unvereinbarkeit beider beziehungsweise mehrfacher Kulturen, die in einer psychischen Belastung resultieren würden. Der vermeintlich kulturelle Widerspruch zwischen der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft würde in Entscheidungskonflikte und damit in Identitätskonflikte münden. (Gapp 2009: 133) Dies würde jedoch eine kulturelle Unvereinbarkeit suggerieren und den essentialistischen Kulturbegriff unhinterfragt reproduzieren. In dieser Masterarbeit wurde aber davon ausgegangen, dass die zweite Migrationsgeneration dieser engen Definition nicht entsprechen kann. Unterschiedliche statische Daten verschiedener Forschungen über die zweite Migrationsgeneration (Vgl. TIES: The Integration of the European Second Generation; o.D., Statistik Austria 2020), die im Folgenden kurz präsentiert wurden, zeigen, dass diese Annahme sich bewahrheiten ließe. Auch die große Kritik an einem engen Kulturbegriff lässt erkennen, dass die Erweiterung dieses Begriffs, einen besseren empirischen, wie auch analytischen Zugang ermöglicht. Aus diesem Grund wurden im Folgenden einige allgemeine Daten zur zweiten Migrationsgeneration in Österreich präsentiert und anschließend auf die für diese Masterarbeit relevante Gruppe der zweiten rumänischen Generation eingegangen. Diesbezüglich wurde in diesem Kapitel vermehrt der Begriff Migrationshintergrund verwendet, da die gebrauchten Quellen sich mehrheitlich auf diesem beziehen. Menschen mit Migrationshintergrund wurden hierbei als Personen, deren Eltern beide außerhalb Österreichs geboren wurden. Die in diesem Abschnitt verwendeten Abbildungen wurden der Übersicht halber gesammelt am Ende des Kapitels angeführt.

Eines der Studien, die zur zweiten Migrationsgeneration, durchgeführt wurde, ist die TIES-Studie zur Integration der zweiten Generation in Europa. Diese Studie war eine internationale

Kooperation mehrerer Partner, darunter auch nationale Partner wie beispielsweise in Österreich die Österreichische Akademie der Wissenschaften und das Institut für europäische Integrationsforschung. Die TIES-Studie legt einen besonderen Fokus auf die Integration der zweiten Generation auf unterschiedlichen Ebenen, beispielsweise ökonomisch, sozial oder in der Frage der Identität. Sie erforscht vor allem Nachkommen von türkischen, marokkanischen oder ex-jugoslawischen Migrierenden. Das Ziel dieser Forschung war es, einen ersten systematischen europäischen Datensatz zu erschaffen. Die Datenerhebung erfolgte bei über mehr als 10.000 Erforschte in 15 europäischen Städten aus acht EU-Staaten. Im Jahr 2003 wurde bereits mit dem Projekt angefangen und 2006-2007 die Befragungen durchgeführt. (TIES: The Integration of the European Second Generation; o.D.)

Die TIES-Studie legte zwar den Fokus mehr auf Menschen der zweiten Migrationsgeneration mit Migrationsgeschichte aus der Türkei oder des ehemaligen Jugoslawiens, die nicht auf die für diese Masterarbeit relevante Sampling-Gruppe zutrifft, jedoch zeigten diese statistischen Daten einen guten Einblick in die Integration und das Leben der zweiten Generation. Im Folgenden wurden einige Stichdaten zu der zweiten Generation in Europa präsentiert und anschließend noch spezifischer auf die zweite Generation in Österreich eingegangen.

4.1. Zweite Migrationsgeneration in Europa

In der TIES-Studie wurde eine biographische Kontinuität der zweiten Migrationsgeneration festgestellt. Damit ist gemeint, dass ein großer Teil der Befragten in der gleichen Stadt geboren, dort aufgewachsen ist und immer noch im gleichen Ort lebt. Im Vergleich dazu leben viele Menschen ohne Migrationsgeschichte nicht mehr in ihrem Geburtsort. Die Studie zeigt des Weiteren, dass ein junges Schulalter die wahrgenommenen Unterschiede zwischen Kinder mit Migrationsgeschichte und Kinder ohne Migrationsgeschichte verringert. Dabei soll ein Kindergartenalter zwischen zwei und drei Jahren am effektivsten in der Integration der Kinder ins Schulsystem sein. (Crul/ Schneider 2009: 12ff.) In dieser Hinsicht zeigten die statistischen Zahlen, dass ein Viertel der Kinder der zweiten Generation bis zur höheren Ausbildung kommen, wobei diese in einem Alter anfangen zu studieren, in dem sie sich bereits um ein Einkommen für sich und ihre Familien kümmern müssen. (ebd. 19) Die Abbildung 2. und 3. zeigen die Arbeitssituation der zweiten türkischen Generation in den Jahren 2008/2009 in den unterschiedlichen Städten. Die Abbildungen demonstrieren, dass die türkische zweite Generation in den meisten Ländern auf den Bereich der Lehre und der Berufsausbildung fokussiert ist, wobei für diese Gruppierung die Wahrscheinlichkeit der Arbeitslosigkeit höher ist als für höher Ausgebildete. Die Daten für Wien zeigen, dass etwa 44,9% einen oder mehrere

Jobs haben, wobei 6,1% der Befragten Arbeit und Studium verbinden müssen. In der Gruppe der Menschen, die sich nicht am Arbeitsmarkt involvieren können, ist die Personengruppe, die aufgrund familiärer Verhältnisse nicht arbeiten können mit 17,8% die größte Gruppe in der Abbildung 2. Für Wien gilt also, dass 72,5% der Menschen aus der zweiten Generation einem Job nachgehen oder suchen und 27,5% arbeitslos sind. (ebd. 26) Diese Zahlen erläutern die Situation der zweiten Generation in Europa auf unterschiedliche Ebenen. Sie zeigen ein erstes Bild über die Lebenswege und Entscheidungen dieser und inwiefern die unterschiedlichen Regierungen neue Policies erlassen sollten, um noch bessere Lebensbedingungen für die zweite Generation und nicht nur dieser, schaffen sollten.

Aus dieser Studie konnte entnommen werden, dass strukturelle Unterschiede zwischen den Bevölkerungsgruppen auch in der nächsten Generation weitergegeben werden, wie beispielsweise in der Frage der Arbeit. Hierbei bleibt die Frage nach dem Warum allerdings noch offen, da viele Faktoren eine Rolle spielen könnten. Die zweite Generation scheint sich allerdings in ihrem Aufnahmeland integrieren zu wollen und erreicht dies indem es zum Teil andere Wege als ihre Eltern zuvor einschlägt. (Vgl Crul/ Schneider 2009) In der Frage der Integration ist es allerdings wichtig den nationalen Kontext, in dem die zweite Generation versucht sich fortzubewegen, zu betrachten. Ein Ländervergleich ist nur dann möglich, wenn die unterschiedlichen Migration- und Integrationspolitiken beachtet werden.

4.2.Zweite Migrationsgeneration in Österreich

Die Studien zur zweiten Generation in Europa geben uns einen Eindruck über die Lebenssituation und dem sozialen, ökonomischen und politischen Kontext. Wie auch Joanna Pfaff-Czarnecka erwähnt, gibt es viele Studien, die die Situation der MigrantInnen oder der Menschen mit Migrationsgeschichte aus einer allgemeinen Makroebene beleuchten. Die kollektive Ebene sollte aber immer auch durch die individuelle beleuchtet werden und so einen Kontext schaffen, der zu Schaffung der kollektiven Konstellation führt. (Pfaff-Czarnecka 2011: 208f.)

Aus diesem Grund wurde hier nochmals auf die Situation der 2. Generation in Österreich eingegangen, um dann in dieser Forschungsarbeit die individuellen Aspekte, die oftmals in quantitativen Studien nicht beachtet werden können, hervorzubringen. Diese statistischen Daten werden aber im weiteren Forschungsverlauf als Grundlage für eine nähere Betrachtung dienen, um eine Kontextualisierung der zweiten Generation in Österreich zu bekommen. Die meisten Daten wurden zwischen 2018 bis 2020 von unterschiedlichen Agierenden

zusammengetragen, wobei hier am häufigsten auf die unterschiedlichen Integrations- und Migrationsberichte, in Auftrag gegeben von der jeweiligen Regierung, der Fokus gelegt wird.

Der Integrationsbericht aus dem Jahr 2019 zeigt, dass die Anzahl der nicht in Österreich Geborenen, in den letzten 10 Jahren auf 17,2% der Gesamtbevölkerung angestiegen ist. In absoluten Zahlen beträgt die Zahl der zweiten Generation 542 000 Personen. Über diesen Zeitraum hinweg blieb das Verhältnis zwischen der 1. und 2. Generation stabil. Die Daten weisen auf, dass auf drei Zugewanderte (erste Generation) eine in Österreich geborene Person (zweite Generation) kommt. Im Jahr 2018 betrug der Gesamtwert der Bevölkerung mit Migrationsgeschichte in Österreich 23,3%, wobei aus diesem Ganzen, 73,8% der ersten Generation angehörten und 26,2% der zweiten (Vgl. Abbildung 4.). Abbildung 5. stellt die Bevölkerung mit Migrationsgeschichte in Österreich nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland der Eltern dar. Ein Großteil der zweiten Generation (64%) besitzt bereits die österreichische Staatsbürgerschaft, wobei in der ersten Generation nur 27% die Staatsbürgerschaft haben. Die zweitgrößte Gruppe sind mit 15% Menschen aus den anderen EU-Mitgliedsländer. Diese zwei Gruppen sind für diese Forschungsarbeit am relevantesten, da hier auch Rumänien hinzukommt. (Expertenrat für Integration 2019: 21f.) Das „Statistische Jahrbuch für Migration und Integration 2020“ präsentiert eine Bevölkerungspyramide, wie man in Abbildung 6. sehen kann. Durch die vergleichende Darstellung der Bevölkerungspyramiden, lässt sich der Altersunterschied zwischen der Bevölkerung ohne Migrationsgeschichte und der Bevölkerung mit Migrationsgeschichte erkennen. Weiters ist auch der Altersunterschied zwischen den zwei Migrationsgenerationen bedeutend. Dieser Unterschied kann verschiedenen Gründen zugeordnet werden. Zum einen gab es lange Zeit keine statistischen Daten zur zweiten Generation. Zum anderen sind mit der Arbeitsmigration in den 1960er und 1970er Jahren sehr viele Menschen nach Österreich gekommen, weshalb die zweite Generation relativ jung ist. Mit den Migrationsströmungen der 90er Jahre kam dann anschließend eine neue Generation, die sich wiederum in Österreich etablierte. In Abbildung 7. wird die Bevölkerung nochmals nach Altersgruppen, Migrationsgeneration und Zuwanderungsgeneration unterteilt. Die größte Gruppe der zweiten Generation macht hierbei die Gruppe bis 19 Jahren aus, wobei sich im Anschluss die Personenkategorie zwischen 20 bis 39 Jahren befindet. Insgesamt machen diese zwei Gruppen 83,6% der zweiten Generation aus. Diese Zahlen zeigen uns, dass die zweite Generation noch relativ jung ist. Die befragten Personen dieser Arbeit können sich in den ersten zwei Gruppen wiederfinden. (Statistik Austria 2020: 32ff.)

In einer Untersuchung der Statistik Austria aus dem Jahr 2019 wird verdeutlicht wie jung die zweite Generation im Vergleich zu der ersten ist. Hierbei sind 41% der 2. Generation unter 20 Jahre alt, während in der ersten Generation nur etwa ein Fünftel unter 20 ist. Die Bevölkerung ohne Migrationsgeschichte ist im Verhältnis dazu annähernd gleichmäßig auf alle Altersgruppen verteilt. Ein weiterer Unterschied zwischen diesen Bevölkerungsgruppen ergibt sich auch in der Wahl des Hauptwohnsitzes: In der Gruppe der Personen ohne Migrationsgeschichte zwischen 15 und 29 Jahren leben ein Viertel dieser in dicht besiedeltes Gebiet. Dem hingegen leben mehr als die Hälfte der Menschen aus der ersten (mit 61%) und der zweiten Generation (55%) in städtischen Gebieten. Ein weiterer bedeutender Unterschied ist der Bildungshintergrund im Elternhaus. Die Eltern mit keiner Migrationsgeschichte haben mehrheitlich einen größeren Abschluss als die Pflichtschule, wobei 4% nur diesen haben. In den zwei Migrationsgenerationen ergeben sich unterschiedliche Ergebnisse, je nach Herkunftsland. Hierbei hat ein Drittel der 1. Generation einen Pflichtschulabschluss, wobei die Ergebnisse der zweiten Generation sehr von den Herkunftsländern beeinflusst wird. So haben beispielsweise etwa 9% der Menschen, deren Mutter in einem EU-Land geboren sind, maximal einen Pflichtschulabschluss. Den statistischen Ergebnissen nach, holt die zweite Generation aber nach. So war die zweite Generation im Jahr 2017 mit einem Anteil von 91% im Arbeitsmarkt oder Bildungssystem integriert. (Statistik Austria 2019: 2f.) Die Erwerbstätigenquote aus der Abbildung 8. Verdeutlicht diese Ergebnisse. Hierbei wurde die erste und zweite Migrationsgeneration unter der Gruppierung der Menschen mit Migrationsgeschichte zusammengefasst, wobei eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Herkunftsländern gemacht wird. Die für diese Arbeit relevante Gruppe ist die, der ab 2007 beigetretenen EU-Staaten mit einer Erwerbstätigenquote von 70%. (Statistik Austria 2020: 32ff.)

Die letzte Abbildung, auf die eingegangen wird, ist besonders relevant für dieses Forschungsthema der Zweisprachigkeit der zweiten Migrationsgeneration. In Abbildung 9. Werden die Ergebnisse des PISA-Tests 2018 ländervergleichend präsentiert. Es stellte sich die Frage, welche Sprache die Kinder von Migrierenden zu Hause sprechen würden. Hierbei wurde eine Unterscheidung zwischen der ersten und der zweiten Generation gemacht und festgestellt, dass 72% der SchülerInnen der zweiten Generation, zu Hause überwiegend eine andere Sprache sprechen als Deutsch. Damit liegt Österreich im Ländervergleich auf Platz zwei, wobei erwähnt werden muss, dass 23% der getesteten SchülerInnen in Österreich eine Migrationsgeschichte haben. Diese Zahl war nur in der Schweiz und in Luxemburg höher. Wenn nun die zwei Generationen verglichen werden, so kann beobachtet werden, dass die Zahl der zweiten

Generation nur um 4% kleiner ist als bei der ersten. In Deutschland hingegen ist die Zahl der ersten Generation um einiges höher (86%) als bei der zweiten Generation, die mit 53% einen deutlichen Unterschied sowohl zur ersten Generation in Deutschland hat, aber auch zur zweiten Generation in Österreich. (Agenda Austria 2020) Diese Ergebnisse sind vor allem im Zusammenhang mit dem Zugehörigkeitsgefühl relevant. Es lassen sich Fragen stellen, inwiefern diese Zahl auch in einer qualitativen Untersuchung wiedergefunden wird und welche Auswirkungen sie auf die zweite Generation haben könnte.

	One or more jobs	Own business	Family business	Work and study	Apprenticeship	Unemployed, looking for job
Paris	53.4	3.4	0.6	16.2	6.1	10.8
Strasbourg	57.5	4.1	0.5	8.8	1.0	14.5
Amsterdam	43.3	5.3	1.9	16.3	7.7	10.6
Rotterdam	49.3	3.5	0.9	15.0	4.4	11.5
Vienna	44.9	3.3	0.9	6.1	4.2	13.1
Linz	58.2	5.3	0.6	13.5	5.3	8.8
Zurich	58.9	3.6	0.0	7.1	17.8	8.6
Basel	54.6	4.4	1.3	7.5	21.6	3.5
Berlin	59.1	1.7	0.0	1.3	0.8	15.6
Frankfurt	57.5	1.3	3.9	0.4	8.2	8.6
Antwerp	55.2	10.3	0.0	1.4	1.7	15.2
Brussels	45.1	14.5	0.5	2.6	3.6	25.9
Stockholm	71.0	8.1	0.0	7.1	0.0	8.6

Source: TIES survey 2007/2008

Abbildung 2.

Quelle: TIES survey 2007/ 2008, zit. nach Crul/ Schneider 2009: 26, „Turkish Second Generation: Current Labor Situation (Part I: on the job market)“

	Unemployed, not looking for job	Family/ children	Sick/ disabled	Community/ Military service	Total N
Paris	1.4	7.4	0.7	n.a	148
Strasbourg	3.1	9.3	1.0	n.a	193
Amsterdam	1.0	11.1	2.9	n.a.	208
Rotterdam	2.6	10.1	2.6	n.a.	227
Vienna	6.5	17.8	0.9	2.3	214
Linz	1.8	5.9	0.6	0.0	170
Zurich	1.0	3.0	0.0	0.0	197
Basel	1.3	4.0	1.8	0.4	227
Berlin	7.2	13.5	0.4	0.4	237
Frankfurt	3.4	16.7	0.0	0.0	233
Antwerp	4.8	6.9	4.5	0.0	290
Brussels	2.1	4.7	1.0	0.0	193
Stockholm	1.0	3.3	0.5	0.5	210

Source: TIES survey 2007/2008

Abbildung 3.

Quelle: TIES survey 2007/2008; zit. nach Crul/ Schneider 2009: 26, „Current Labor Situation (Part II: not on the job market)“

2008 – 2018, Personen in 1.000

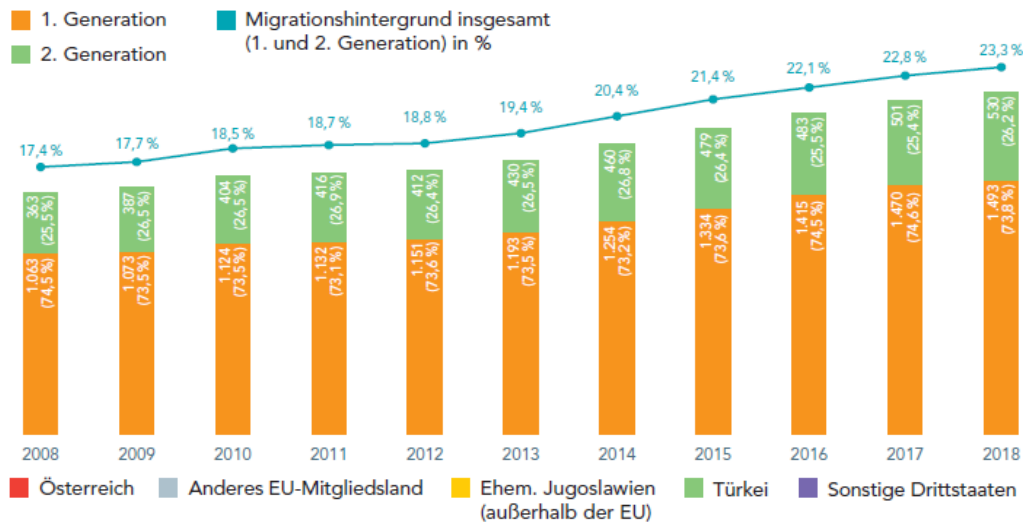


Abbildung 4.
Quelle: Statistik Austria 2019, Bevölkerung mit Migrationshintergrund seit 2008; zit. nach Expertenrat für Integration 2019: 21; „Bevölkerung mit Migrationshintergrund“

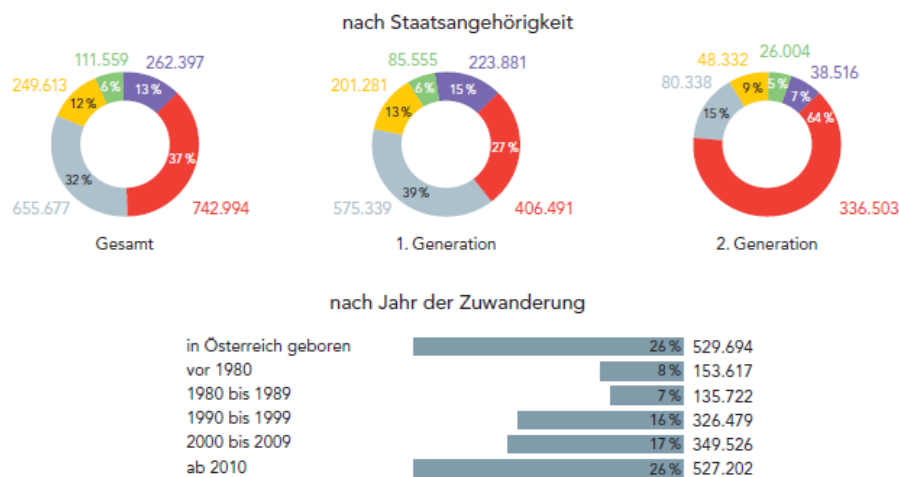
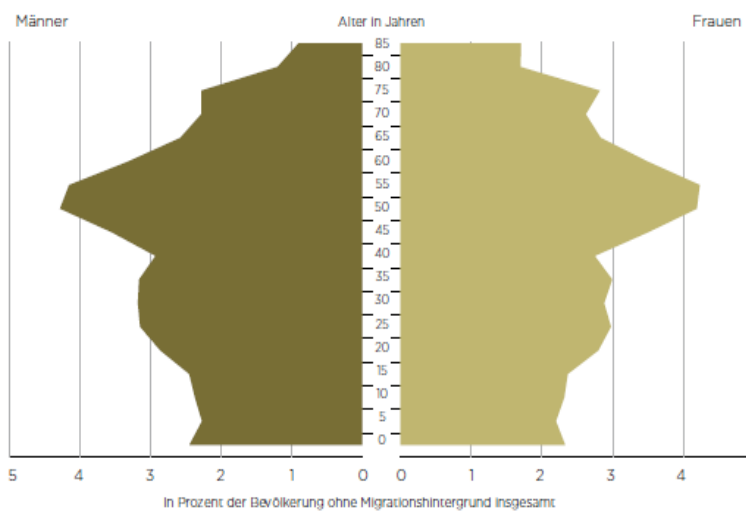


Abbildung 5.
Quelle: Statistik Austria 2019, Bevölkerung mit Migrationshintergrund seit 2008; zit. nach Expertenrat für Integration 2019: 21; „Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahresdurchschnitt 2018“
Quelle: Statistik Austria 2019, Bevölkerung mit Migrationshintergrund seit 2008; zit. nach Expertenrat für Integration 2019: 21; „Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahresdurchschnitt 2018“

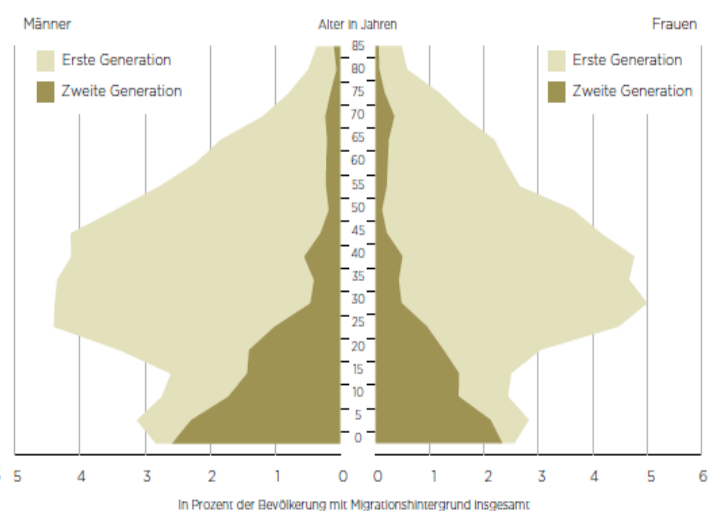
Abb. 1.1.4

Quelle: Statistik Austria (2019), Bevölkerung mit Migrationshintergrund; eigene Darstellung

Bevölkerung ohne Migrationshintergrund



Bevölkerung mit Migrationshintergrund



Q: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, Jahresdurchschnitt über alle Wochen. - Bevölkerung in Privathaushalten.

Abbildung 6.
Quelle: Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, Jahresdurchschnitt über alle Wochen. - Bevölkerung in Privathaushalten; zit. nach Jahrbuch Migration und Integration 2020: 32; „Bevölkerung 2019 nach Alter, Geschlecht, Migrationshintergrund und Zuwanderungsgeneration“

	Bevölkerung nach Altersgruppen				
	Insgesamt (In 1.000)	0 bis 19 Jahre	20 bis 39 Jahre	40 bis 64 Jahre	65 und mehr Jahre
Gesamtbevölkerung	8.717	19,4%	26,3%	35,8%	18,5%
Ohne Migrationshintergrund	6.647	18,7%	24,0%	36,4%	20,9%
Mit Migrationshintergrund	2.070	21,6%	33,8%	33,9%	10,7%
Erste Generation	1.528	8,2%	37,2%	42,2%	12,3%
Zweite Generation	542	59,3%	24,3%	10,3%	6,1%

Q: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, Jahresdurchschnitt über alle Wochen. - Bevölkerung in Privathaushalten.

Abbildung 7.

Quelle: Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, Jahresdurchschnitt über alle Wochen. - Bevölkerung in Privathaushalten; zit. nach Statistisches Jahrbuch Migration und Integration 2020: 32; „Bevölkerung 2019 nach Altersgruppen, Migrationshintergrund und Zuwanderungsgeneration“

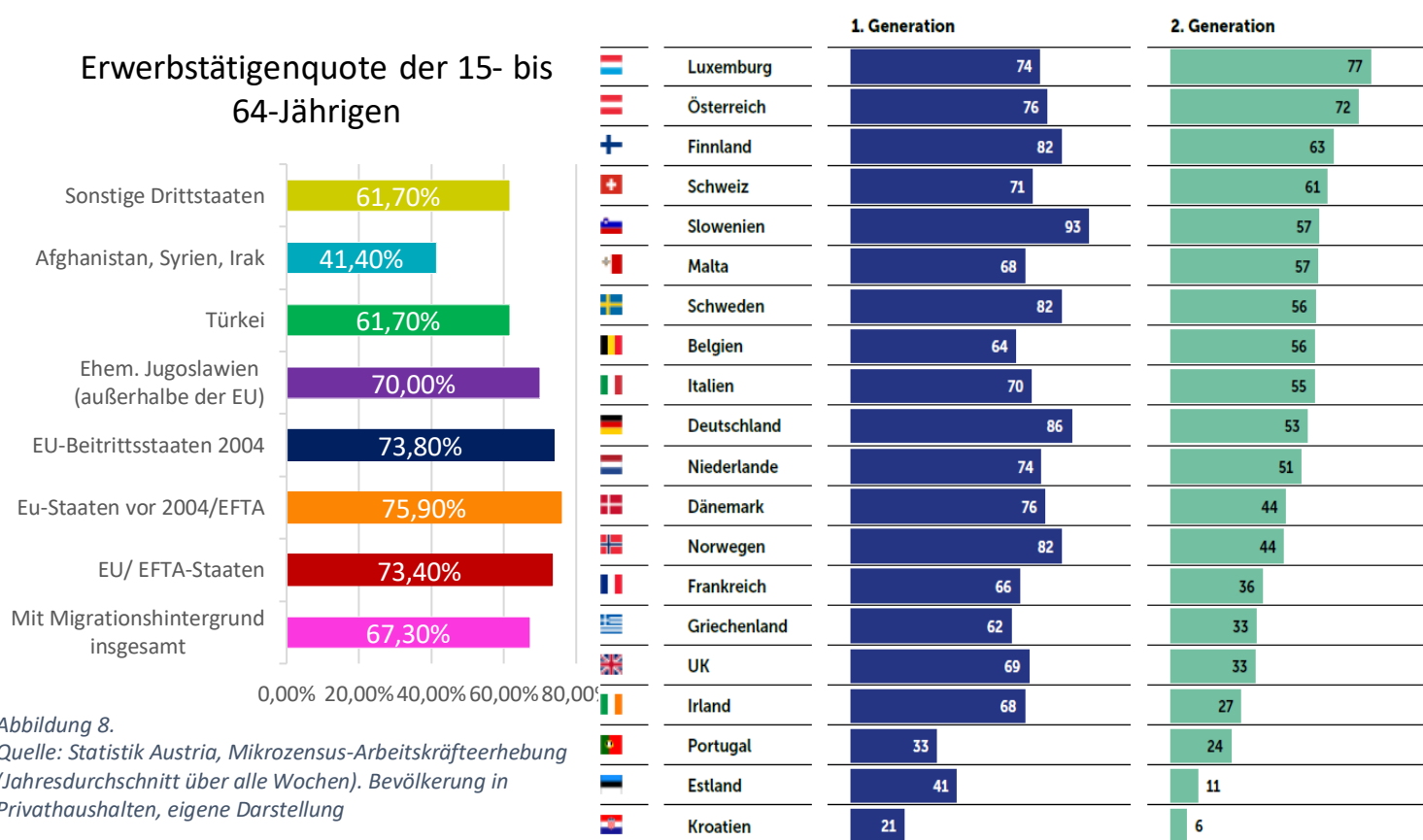


Abbildung 8.

Quelle: Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung (Jahresdurchschnitt über alle Wochen). Bevölkerung in Privathaushalten, eigene Darstellung

Quelle: OECD.

Abbildung 9.

Quelle: OECD 2018, zit. nach Agenda Austria 2020; „Sprache der Schüler mit Migrationshintergrund, die zu Hause meistens nicht die Landessprache sprechen, 2018 in Prozent“

5. Rumänische Migrationsgeschichte nach Österreich

Das Kapitel 4. ermöglichte eine allgemeine Kontextualisierung der zweiten Migrationsgeneration. In diesem Kapitel sollte demzufolge der Fokus auf die rumänische Geschichte der Einwandernden in Österreich, sowie den sich veränderten gesetzlichen Rahmendbedingungen, auf die sie trafen, gelegt werden. Anknüpfend wurde eine Darstellung der rumänischen Migrationsgeschichte im 20. Jahrhundert skizziert, um einen Kontext für die Migration nach Österreich zu schaffen. Die Analyse Rumäniens als Ein- und Auswanderungsland in unterschiedlichen Jahrzehnten ermöglicht eine ganzheitlichere Untersuchung in der Frage der Zugehörigkeit. Die Migrationsgeschichte Rumäniens zeigte nämlich die Diskrepanz unterschiedlicher Migrationsströmungen unter verschiedenen politischen Regimes und die Auswirkungen dieser. Anschließend wurde vor allem auf die Migrationsgeschichte rumänischer Staatsangehöriger nach Österreich eingegangen, wobei hier vor allem der Fokus auf die Ost-West-Wanderungen in den 1990er Jahren gelegt wurde.

Die rumänische Migrationsgeschichte nach Österreich fällt im Verlauf der Jahre sehr unterschiedlich aus. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert war Österreich von einer Ost-West-Verlagerung gekennzeichnet. Österreich wurde zum Zielland vieler MigrantInnen aus dem Osten und Südosten, ein Muster, welches auch noch gegenwärtig wiederholt vorhanden ist. Diese Ost-West-Verlagerung innerhalb der Donaumonarchie war zumeist eine Land-Stadt-Wanderungen. In der Zwischenkriegszeit und der NS-Zeit wurde Österreich vermehrt von Auswanderung geprägt. Seit dem Kriegsende stiegen jedoch die Einwanderungsbewegungen erneut an. (Fassmann/ Münz 1995: 17ff.) Laut Fassmann und Münz wurde Österreich in der Fachliteratur der letzten 30 Jahre vermehrt als Einwanderungsland bezeichnet. Zahlen und Statistiken zeigen die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte, wodurch sich diese Aussage vermehrt bestätigt. Österreich wurde sowohl in der Monarchie als auch in den zwei Republikzeiten durch Migrationsbewegungen geprägt. Die rumänische Bevölkerung findet sich in unterschiedlichen Epochen dieser Migrationsbewegungen zum Teil repräsentativer, zum Teil weniger quantitativ bedeutend wieder. Weniger repräsentativ sind die Zahlen vor 1945. Vor allem während der Donaumonarchie lassen sich keine bedeutenden Zahlen zu der Migration der rumänischen Bevölkerung aus dem damaligen Rumänien erkennen. MigrantInnen dieser Zeit waren häufig ethnische Minderheiten aus den Gebieten der Austro-Ungarischen Besetzung in Rumänien. Diese können sich wiederum auch nur schwer aus allgemeinen Daten heraus differenzieren. (Vgl. Fassmann/ Münz 1995: 16)

5.1. Rumänische Migrationsgeschichte im 20. Jahrhundert

Die kurze Einleitung zur Migrationsgeschichte der rumänischen Bevölkerung nach Österreich zeigt, dass RumänInnen in Österreich vor 1945 nicht signifikant präsent waren. In diesem Abschnitt soll die rumänische Migrationsgeschichte beleuchtet werden. Der Einblick in die rumänische Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts ermöglicht eine Einbettung in die Ausgangslage der heutigen Situation. So können Zusammenhänge zwischen Zugehörigkeitsgefühl oder nationaler „Identität“ und der rumänischen Migrationsgeschichte erstellt werden, die aber auch Auswirkungen auf die zweite Generation haben könnten. Rainer Ohliger beschäftigt sich im Rahmen der europäischen Migrationsgeschichte und Migrationsströmungen mit der Migration aus und von Rumänien. Seine Ausarbeitung lieferte im Rahmen dieser Kontextualisierung eine Basis für die historische Darstellung dieser Masterarbeit. Unter dies muss jedoch erwähnt werden, dass viele Begrifflichkeiten und Kategorisierungen undefiniert und unkritisch von dem Autor verwendet werden, wodurch sich eine Problematik der Verallgemeinerung und Weiterführung historischer Machtverhältnisse ergibt. Aus diesem Grund wurden in der folgenden Auslegung problematische Begriffe unter Anführungszeichen gesetzt, um die vom Text übernommen Termini hervorzuheben. (Vgl. Ohliger 1996)

Vor dem ersten Weltkrieg war Rumänien geteilt und in unterschiedlichen nationalen Gebieten zugeordnet. Mehrere Versuche einer Vereinigung scheiterten jedoch aufgrund vielfältiger Gründe. Mit dem Fall der imperialen Mächte nach dem ersten Weltkrieg vergrößerte sich der Wunsch nach nationaler Einheit und Souveränität. So verdoppelte sich das rumänische Territorium in den Jahren nach dem Krieg um das Doppelte und wurde nun zu Großrumänien mit den wieder dazugewonnenen Gebieten Siebenbürgen, Bukowina, Bessarabien und Dobrudscha. Rumänien machte folglich die Verwandlung von einem relativ „ethnisch homogenen“ Staat zu einem „multiethnischen“. Innerhalb der folgenden Jahrzehnte durchlief Rumänien mehrere ethnodemographische Entwicklungen und unterschiedliche Migrationsströmungen. So – argumentierte Ohliger – wurde der Nationalstaat von einem Staat mit überwiegender „ethnischer Homogenität“ zu einem mit „ethnischer Pluralität“ und durchlief anschließend einen Prozess zur ethnischen Homogenisierung. Ohliger führt an, dass die Gesamtbevölkerung im Jahr 1920 mit 71,9 Prozent der Bevölkerung als „ethnische RumänInnen“ und im Vergleich dazu 9,1% als (rumänische) „MagyarInnen“. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg stieg der Anteil der – von Ohliger als ethnisch bezeichnete – RumänInnen auf 85,7% der Gesamtbevölkerung, wobei rumänische „MagyarInnen“ im Gegensatz dazu auf 9,4% angestiegen waren. (Ohliger 1996: 285ff.)

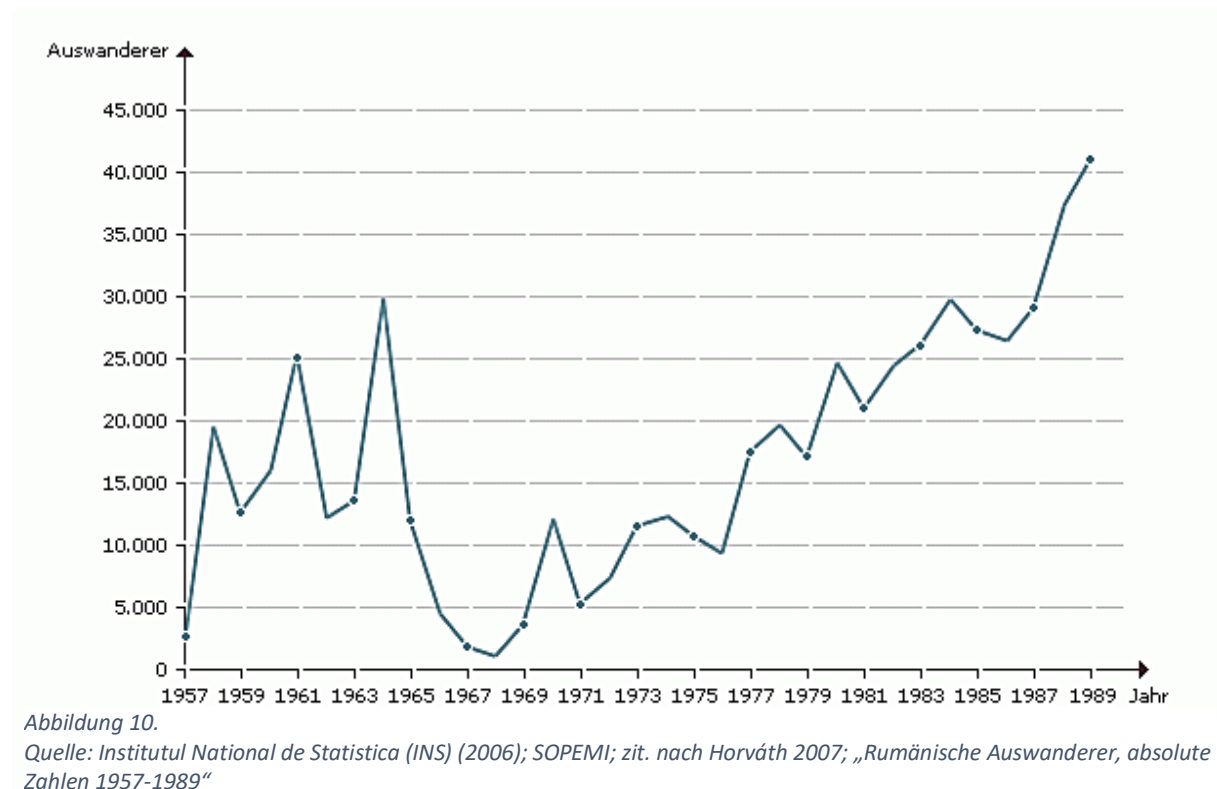
Ohliger teilt die historischen Migrationsströmungen in Rumänien in vier Hauptperioden ein, die sich chronologisch unterscheiden. Die erste Periode verläuft von 1920 bis 1939 und ist die Periode der Grenzverschiebungen. Rumänien war hier sowohl Ein- als auch Auswanderungsland. Von 1940 bis 1947 fand Migration nur mehr sehr eingegrenzten Prinzipien statt. Die Nachkriegsjahre brachten auch das kommunistische System mit sich, wodurch Migration bis 1989 staatlich reglementiert wurde. Die letzte – von Ohliger beschriebene – Periode begann 1989/ 1990. Diese Periode wurde durch eine neue Offenheit Rumäniens und eine neue Abschottung des Westens gekennzeichnet. (Ohliger 1996: 287ff.)

Die letzten zwei Perioden sind aufgrund der Sampling-Kategorie der zweiten Migrationsgeneration am relevantesten für diese Arbeit. Aus diesem Grund soll anknüpfend auf diese zwei Perioden vertiefender eingehen, wobei das Ceausescu-Regime von 1965 bis 1989 besonders bedeutsam für die Periode des kommunistischen Regimes ist. Die Periode nach 1989 brachte viele neue Migrationsströmungen mit sich, die vermehrt von bilateralen Abkommen begleitet wurden. Ab 2007 wurde eine neue Periode eingeläutet, die aber von Ohliger nicht beschrieben wird, da das Buch um einiges älter ist. Auch diese letzte Periode wird allerdings nur kurz eingegangen, da sie für die Sampling-Kategorie nicht ganz relevant ist, jedoch einen Einblick in die Migrationssituation nach dem Beitritt zur EU liefert.

5.1.1. Migration zwischen 1948 und 1989 – Das Ceausescu-Regime

In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich Rumänien zu einem Auswanderungsland und einem Prototyp einer geschlossenen Gesellschaft mit einem sehr restriktiven Migrationssystem, wodurch die räumliche Mobilität der Gesellschaft streng kontrolliert und eingegrenzt wurde. Das Verlassen des Landes auf legalem Wege wurde nahezu unmöglich. Selbst das Reisen in andere Länder des Ostblocks wurde für viele Bürger und Bürgerinnen des Landes wesentlich erschwert. Hierzu musste vorerst ein Reisepass genehmigt werden, der jedoch nicht ohne weiteres erhalten werden konnte. Viele Hürden mussten überwunden werden, um einen Pass zu erhalten, so zum Beispiel durch Zahlungen von Bestechungsgeldern. (Ohliger 2000: 195f.) Diese restriktive Migrationspolitik wurde nur durch ein Prinzip einer autarken demographischen Entwicklung, basierend auf endogenem Wachstum, vereinzelt durchbrochen. So konnten vor allem Angehörige der in Rumänien geltenden Minderheiten sich einen Weg aus dem Land schaffen, indem sie ökonomische Vorteile gegen eine Ausreise tauschten. Nichtsdestotrotz blieb die Zahl der Migrierenden gering. Zwischen 1951 und 1989 wanderten 84 000 Personen aus Rumänien in die USA. In den 80er Jahren wurden rumänische US-Einwandernde als politische Flüchtlinge klassifiziert.

(Ohliger 1996: 288ff.) Durch diese restriktive Migrationspolitik hoffte die Regierung, die Zahlen der Asylanträge im Ausland zu verringern, damit das politische System nicht von ausländischen Regierungen, wie auch von der eigenen Bevölkerung, in Frage gestellt und diskreditiert werden konnte. Während des kommunistischen Regimes standen der Bevölkerung Rumäniens nur wenige Optionen zur Migration offen. So gab es temporäre Aufenthaltsgenehmigungen zu Bildungs- und Arbeitszwecken. Die Arbeitsmigration wurde strikt vom Staat geregelt und war keineswegs so offen wie in anderen sozialistischen Staaten. Die Befürchtung war zu groß, die Staatsangehörigen würden nicht nach Rumänien zurückkehren. (Horváth 2007) In den letzten Jahren des Ceausescu-Regimes wurden die Emigrationszahlen aus Rumänien in den Westen immer größer. Abbildung 10. zeigt die Entwicklung aus dem Jahr 1957 bis ins Jahr 1989. Während in den Jahren nach 1957 die Zahl der Auswandernden bis ins Jahr 1964 stieg, kam es von hier an zu einem abrupten Bruch. So verringerte sich die Zahl von 30 000 Menschen im Jahr 1964 auf unter 5 000 Menschen im Jahr 1969. Der Wert von 30 000 Auswandernden wurde erst im Jahr 1984 wieder erreicht. Innerhalb dieser 20-jährigen Periode stieg die Zahl der Emigrierenden kontinuierlich an. Ende der 70er Jahre erhöhte sich diese Zahl rasant und erreichte 1989 ihren Höhepunkt. (Horváth 2007) Zwischen den Jahren 1975-1990 emigrierten etwa 460 000 Menschen ins Ausland, von denen sich mehrheitlich als „Rumäniendeutsche“ identifizierten, dicht gefolgt von den „ethnischen“ Rumänen und rumänischen „Magyaren“ (Mihaescu et al. 2018: 36f.)



Innerhalb dieser migratorischen Bewegung wurden vermehrt Asylanträge in Ungarn und westeuropäischen Ländern, sowie auch in Kanada und den USA gestellt. Eine Anerkennung eines solchen Asylantrags in der damaligen Periode hatte gute Chancen, da die Politik in den westlichen Ländern der Auffassung war, Asylsuchende aus dem kommunistischen Osten nicht wieder zurückzuschicken. In Abbildung 11. wird diese Entwicklung dargestellt. Zwischen 1980 und 1987 blieben die Asylanträge unter 6 000, wobei die Zahl dieser seit 1984 – abgesehen von einem kleinen Einbruch zwischen 1986 und 1987 – konstant stieg. Ab dem Jahr 1987 nahm die Zahl der Asylanträge rasant zu und verdreifachte sich im Jahr 1989 auf ungefähr 15 000. (Horváth 2007)



Diese Zahlen geben uns aber nur eine oberflächige Einsicht in Migrationsbewegungen zwischen 1948 und 1989, da die Dunkelziffer um einiges höher ist. So werden in diesen Statistiken nur offizielle Aufzeichnungen der damaligen Regierungen mitinkludiert, wobei beispielsweise illegal Emigrierende in solchen Daten nicht auch beachtet werden.

5.1.2. Migration nach dem Fall des kommunistischen Regimes – 1989 bis 2007

Wie es bereits aus dem Unterkapitel 5.1.1. ersichtlich ist, stiegen die Zahlen der Asylsuchenden in den letzten Jahren des kommunistischen Regimes stark an. Diese Veränderung blieb auch noch in den frühen 1990er Jahren erhalten. Mit etwa 402.000 Anträgen repräsentierten rumänische Staatsangehörige zu dem Zeitpunkt die zweitgrößte Gruppe Asylsuchender in

Europa. So wurden zwischen 1990 und 1994 etwa 350 000 Anträge gestellt. Die Öffnung der rumänischen Grenzen brachte eine Massenflucht, als Reaktion auf die Härten des kommunistischen Regimes, mit sich. Die Aussicht auf ein besseres Leben im – durch Alltagsbegrifflichkeiten beschriebenen – reichen Westen brachte viele RumänInnen dazu ihr Land zu verlassen. Ein Asylantrag erschien insofern für viele als die einzige Möglichkeit einen legalen Aufenthaltsstatus im Ausland zu erlangen. Ein weiterer Grund für die stetig steigenden Asylanträge aus Rumänien zu dieser Zeit, waren auch die Unsicherheiten im sich neuorganisierenden Rumänien. Die Umgestaltung Rumäniens zu einer Demokratie erwies sich als relativ problematisch, zumal die Anwendung politischer Gewalt in den ersten Jahren der jungen Demokratie recht häufig war. Des Weiteren wurde mit dem Fall des Regimes, die Ausgabe von Reisepässen und internationale Reisen erleichtert. (Horváth 2007) Mit dem neuen Ansturm osteuropäischer Migrierender stellten immer mehr Länder des Westens eine Visumpflicht für rumänische StaatsbürgerInnen auf. Auf diese Weise wurde nicht nur der permanente Aufenthalt rumänischen Staatsangehörigen erschwert oder sogar unmöglich gemacht, sondern auch temporäre Aufenthalte. Aus diesem Grund wurde für viele eine illegale Einreise oder ein irregulärer Aufenthalt zur einzigen Alternative, um sich im „Westen“ einen Arbeitsplatz zu sichern. Rumänien wurde vermehrt als sicheres Herkunftsland eingestuft, wodurch deren Staatsangehörige keinen Anspruch mehr auf Asyl hatten. Zudem wurde die Regelung durchgesetzt, dass Asylsuchende kein Asyl gewährt bekommen, wenn sie zuvor schon ein sicheres Drittland passiert haben. Ab 1994 erfolgte die Auswanderung rumänischer Migrierender in andere EU-Länder irregulär, wodurch ein Anstieg in der illegalen Migration aus Rumänien beobachtet werden konnte. Innerhalb dieses immer mehr anwachsenden Systems der Migration entwickelten sich Netzwerke illegaler Migrierender mit eigenen Infrastrukturen, die von Rekrutierung der MigrantInnen bis hin zu Transport und Grenzübertritt alles ermöglichten. (Ohliger 2000: 201f.)

Mit dem Ende des Jahrtausends regelten sich langsam auch in Rumänien die politischen Verhältnisse und eine Reihe von Maßnahmen zur Regulierung der internationalen Mobilität von Arbeitskräften wurde etabliert. Eine Aufsichtsbehörde zur besseren Regulierung wurde im Jahr 2002 geschaffen, die sowohl für die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte als auch für die Beratung rumänischer Staatsangehöriger, die im Ausland arbeiten wollten, verantwortlich war. Diese Behörde war auch für die Anwerbung und die Stellenvermittlung zuständig. Allmählich wurden vermehrt bilaterale Abkommen über Migration von Arbeitskräften geschlossen, die größtenteils durch das Amt für Arbeitsmigration durch Stellenvermittlungen

unterstützt wurden. So konnten 2006 bereits 53 029 Menschen eine Stelle im Ausland finden, überwiegend als Saisonarbeiter. (Horváth 2007)

Durch den Beitritt Rumäniens zum Schengenraum entfiel die Visapflicht in den Mitgliedstaaten. Seither wurden vor allem Länder wie Spanien, Portugal, Italien oder Großbritannien zum Ziel der Emigrierenden. (Horváth 2007) Im Dezember 2004 wurden die fünfjährigen Beitrittsverhandlungen mit der EU abgeschlossen, wobei Rumänien und Bulgarien, anders als die anderen zehn Staaten der Erweiterungsrunde, abgekoppelt wurden und eine feste Zusage erst für das Jahr 2007 erhielten. Hierbei wurde ein neuer Sanktionsmechanismus eingeführt, durch dem sich die Aufnahme in die EU bei Nichterfüllung der vorgegebenen Reformziele verschieben konnte. Für Rumänien und Bulgarien galt es nun unterschiedliche Reformen, beispielsweise im Bereich der Anti-Korruption, Justiz und Innere Angelegenheiten voranzutreiben. 2007 war nun endlich der Augenblick da und Rumänien nun ein Teil der EU. (Gabanyi 2005: 5)

Die Auswirkungen der Auswanderung bis vor dem Beitritt zur EU hatten eine große wirtschaftliche Bedeutung und spielten auch nach dem Beitritt weiterhin eine große Rolle. Schätzungen zur Folge wurden bis ins Jahr 2002 etwa 1,5 bis 2 Milliarden US-Dollar an Remittances an Angehörige in Rumänien überwiesen. Im Jahr 2006 verdreifachte sich diese Summe und lag zwischen 4,8 und 5,3 Milliarden Euro. Die Diaspora gewann immer mehr an Bedeutung, nicht nur aus ökonomischer, sondern auch aus politischer Sicht. Politische Maßnahmen sollen durch die Betonung von Identität und Kultur, Wählerstimmen und Geldüberweisungen verstärken und beeinflussen. Diese positiven ökonomischen Vorteile brachten aber auch negative Konsequenzen mit sich, vor allem für die zurückgelassenen Familien und insbesondere der minderjährigen Kinder. (Horváth 2007)

5.1.3. Migration seit 2007

Mit dem Beitritt in die EU änderten sich die Bedingungen im Ausland für rumänische Staatsangehörige. So wurde durch die Arbeitnehmerfreizügigkeit, das Aufenthaltsrecht für RumänInnen weniger relevant. Durch die Arbeitnehmerfreizügigkeit wird ArbeitnehmerInnen und deren Familienangehörigen ein Aufenthaltsrecht und ein Recht auf Gleichbehandlung bei Sozialleistungen gewährt, ohne dass Existenzmittel und Krankenversicherung nachgewiesen werden müssen. Allerdings ist jedem Staat selbst überlassen ab wann EU-BürgerInnen Anspruch auf Sozialleistungen haben. (Jaeger 2020: 131)

Nach dem Beitritt Rumäniens in die EU änderten sich auch die Gründe für die Migration. Der Hauptgrund war nun sich ein besseres Leben mit einem besseren Einkommen in den reicheren EU-Mitgliedstaaten zu schaffen. So kam es nach 2007 erneut zu einem Migrationsstrom Richtung Westen, der jedoch durch die Weltwirtschaftskrise 2008 signifikant gebremst wurde. Zielländer wie Spanien und Italien wurden besonders von der Krise getroffen und so auch insbesondere der Bauarbeiterbereich, wodurch die Arbeitslosigkeit vor allem Männer traf, da Frauen überwiegend einen Job im Pflegebereich hatten. Die Krise veränderte so die Richtung der Zielländer mehr nach Norden, in Ländern wie Deutschland, GB und den skandinavischen Staaten. (Anghel et al. 2016: 16ff.) Die Krise hatte auch Auswirkungen auf die Remittances, wobei auch die Wiedervereinigung der Familien in den Zielländern der Emigrierenden eine Rolle spielte. Im Jahr 2008 erreichten die Rückzahlungen nach Rumänien einen Höhepunkt von 9,4 Milliarden US-Dollar, wobei sich diese in den nachfolgenden Jahren halbierten. (ebd. 25)

Diese Migrationsströme nach 2007 resultierten in etwa 3 Millionen rumänischer Staatangehöriger, die sich im Ausland aufhielten. Diese Zahl erläutert auch, wieso die Diaspora immer wichtiger, vor allem in politischen Diskussionen, wird. Die Weltwirtschaftskrise 2008 änderte die Richtung der rumänischen Migrationsströme zwar Richtung Norden, jedoch blieben die meisten RumänInnen weiterhin im Ausland. Wiederkehrende gibt es kaum, auch wenn viele Menschen mit eben diesen Gedanken ins Ausland gehen, um eines Tages einen sorgloseren Ruhestand in Rumänien verbringen zu können. (Anghel et al. 2016: 35)

5.2. Rumänische Migrierende in Österreich

Wie bereits erwähnt wurde, ist die Migrationsgeschichte Rumäniens sehr vielfältig und von unterschiedlichen Perioden mit verschiedenen Migrationspolitiken bestimmt. In diesem Kapitel wurde dementsprechend vertiefender auf die angesprochenen rumänischen Migrierenden eingegangen, mit dem Fokus auf das Einwanderungsland Österreich. Zuerst wurde ein kurzer Einblick in Österreichs Migrations- und Integrationspolitik und der Entwicklung dieser gegeben, um ein Bild von der Situation zu schaffen, auf die die meisten rumänischen MigrantInnen trafen. Anschließend wurden einige statistische Daten bezüglich der rumänischen Migration nach Österreich dargestellt.

5.2.1. Einwanderungsland Österreich – Migrations- und Integrationspolitik

Seit dem Ende des zweiten Weltkriegs wurde Österreich vermehrt Zielland unterschiedlicher Wanderungsströmungen, sowohl des Einwanderens, Rückwanderns oder Weiterwanderns. Die dauerhafte Einwanderung erfolgte nur bei einem Teil der MigrantInnen. Über viele Jahrzehnte

hinweg wurde die Migrations- und Integrationspolitik Österreichs von der Idee der „Gastarbeiterwanderung“ geprägt. Menschen sollten nach Österreich kommen, um die Nachfrage des Arbeitsmarktes zu sättigen und das Land verlassen, sobald diese Arbeitskraft nicht mehr benötigt wurde. So sollten auch keine Integrationskosten entstehen, da diese Menschen in den Mitarbeiterunterkünften am Arbeitsort unter sich waren und wieder zurückzogen, sobald ihre Arbeit erledigt wurde. Das Prinzip der Gastarbeiterschaft nahm aber in den 70er Jahren an Popularität ab, da mit der wirtschaftlichen Stagnation nach 1973 vermehrt Gastarbeitende entlassen und zurückgeschickt wurden. Die Einstellung ausländischer Arbeitskräfte blieb jedoch als fester Bestandteil des Arbeitsmarktes. Die Entwicklung von Zeitwanderung auf Zuwanderung erfolgte unter anderem aufgrund der Unternehmen, die nicht stets neues Arbeitspersonal einarbeiten und ausbilden wollten. Andererseits erfolgte diese Verwandlung auch durch den Wunsch nach Stabilität seitens der Gastarbeitenden. So stieg in den darauffolgenden Jahren nun mehr die Zahl des Familiennachzugs, wobei gleichzeitig die Zahl der „Gastarbeiterwanderung“ abnahm. Mit diesen Veränderungen wurde in Österreich, als Reaktion auf die zunehmende Zuwanderung, 1988 und 1990 das 1976 in Kraft getretene Ausländerbeschäftigungsgesetz (AusIBG) novelliert. Dieser regulierte den Zugang ausländischer Arbeitskräfte zum österreichischen Arbeitsmarkt mit einer absoluten Obergrenze – die „Ausländerquote“ – für die Beschäftigung ausländischer Arbeitende. Die Obergrenze wurde vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz per Verordnung festgelegt. Mit dem EU-Beitritt Österreichs 1995 verfiel diese Zuwanderungsquote für alle EU-BürgerInnen, aufgrund der Gleichberechtigungsklausel. Für alle Drittstaaten gelten diese Regelungen jedoch weiterhin. (Fassmann 2015)

Das 1992 in Kraft getretene Asylgesetz ermöglichte die Schaffung einer eigenen Asylbehörde, das Bundesasylamt, welches in erster Instanz über Asylanträge entscheiden sollte. Diese Bestimmung normierte des Weiteren, dass Asyl nicht gewährt wird, wenn die Asylwerbenden bereits in einem anderen Staat vor Verfolgung sicher waren und deren Herkunftsstaat als sicher definiert wurde. (Fassmann/ Münz 1995: 88) Die illegale Beschäftigung der Migrierenden war auch schon Anfang der 1990er Jahre ein großes Thema in der österreichischen Migrationspolitik und nun durch das neue Asylgesetz gestärkt. Viele der damals Flüchtenden kamen auf illegale Wege nach Österreich und gingen dann anschließend auch Schwarzarbeit nach, da offizielle Genehmigungen fehlten und der Prozess zur Beschaffung dieser Genehmigungen zusehends erschwert wurde. Diese Regulationen sollten die illegale Einwanderung und Beschäftigung, wie auch den Asylmissbrauch vorbeugen. So wurden vor allem rumänische Staatsangehörige in den Jahren nach 1990, im Gegensatz zu den früher

ankommenden osteuropäischen Flüchtlingen, zur Zielscheibe dieser Migrationspolitik. (Bauböck 1996: 20f.)

Die Zuwanderung von Drittstaatenangehörigen sollte nach 1993 durch ein eigenes – in den europäischen Ländern als eines der ersten – Gesetz geregelt werden. Das Aufenthaltsgesetz – heute das Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz – hatte zum Ziel die zunehmende Ost-West-, aber auch Süd-Nord-Wanderung, welche vermehrt wirtschaftlich bedingt wurde, zu steuern. Es sollten quantitative und qualitative Kriterien für den Aufenthalt von Menschen aus dem Ausland festgelegt und die Umgehung von Einwanderungsvorschriften verhindert werden. Dieser Migrationsfluss sollte durch Quoten geregelt werden, die sich an den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes orientieren. Zuwandernde brauchten somit eine Aufenthaltsbewilligung, einen Nachweis von Lebensunterhalt und Wohnmöglichkeit. Personen mit besonderen und nachgefragten Qualifikationen wurden bei der Erteilung der Genehmigungen bevorzugt. Insofern eine zugewanderte Person den Arbeitsplatz, Lebensunterhalt oder die Unterkunft verlor, verfiel auch die Aufenthaltsgenehmigung. Auch wenn die Aufenthaltsbewilligung ein Arbeitsverhältnis voraussetzte, wurde nicht automatisch eine Beschäftigungsbewilligung oder eine Arbeitserlaubnis erteilt. Diese waren ebenso limitiert und im Ausländerbeschäftigungsgesetz bestimmt. (Fassmann/ Münz 1995: 88) 2002 wurden in einer sogenannten „Integrationsvereinbarung“ innerhalb des Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz, Neuzuwanderende dazu verpflichtet an Deutsch- und Integrationskursen teilzunehmen (Fassmann 2015).

Durch den Beitritt Rumäniens in die EU im Jahr 2007 verfielen diese Bestimmungen für alle rumänischen BürgerInnen. Eine politisch steuerbare Zuwanderung seitens Österreich, konnte somit nicht mehr direkt gesteuert werden. UnionsbürgerInnen können nach Österreich kommen und sich hier niederlassen, wobei ihnen Sozialhilfe zusteht, wenn sie schon in Österreich gearbeitet haben. (Fassmann 2015)

In der folgenden Abbildung wurde die Entwicklung und die Verwandlung der Rahmenbedingungen und Integration nochmals in einem Zeitstrahl zur besseren chronologischen Darstellung zusammengefasst. Somit sollten die unterschiedlichen Punkte, einen Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Migrationsbewegungen und den in dieser Masterarbeit angeführten Zahlen und Statistiken zu historischen Entwicklungen erstellt werden.

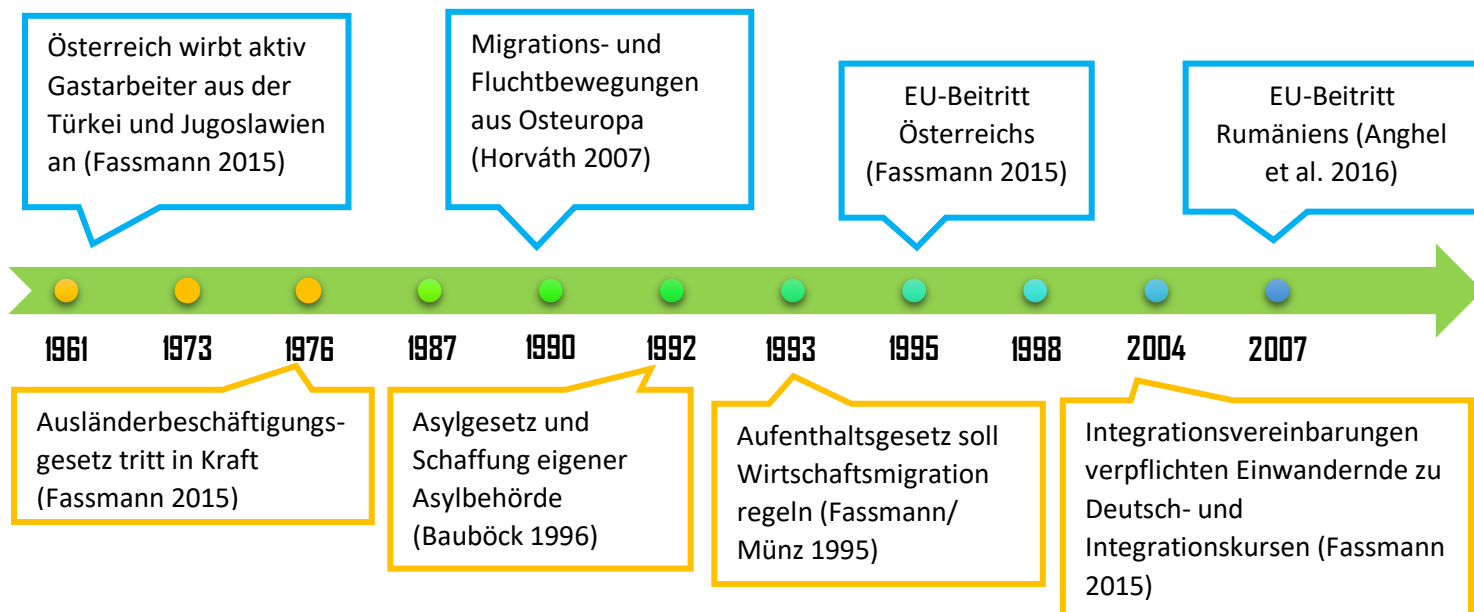


Abbildung 12.
Zeitstrahl von 1960 bis 2007, eigene Darstellung

5.2.2. Flucht und Asyl rumänischer StaatsbürgerInnen in Österreich

Zwischen 1945 und 1950 wurden Flüchtlinge aus dem Osten Europas in Österreich aufgenommen. In der folgenden Abbildung werden die Zahlen der Asylanträge unterschiedlicher ost-europäischer Staaten pro Jahr zwischen 1961 und 1994 nach Herkunftsstaat dargestellt, wobei hier überwiegend auf Rumänien eingegangen wird.

Wie bereits in Kapitel 5.1.1. erwähnt wurde, gab es in den Jahren des kommunistischen Regimes nur wenige Auswanderungen aus Rumänien. Dies wird auch in der Abbildung 13. ersichtlich. Im Jahr 1961 wurden insgesamt 19 Anträge gestellt, wobei sich diese Zahlen im Verlauf der Jahre immer wieder deutlich veränderten. Ende der 60er Jahre stieg die Zahl bereits auf 575 Asylanträge und sank 1972 auf 183. In den folgenden Jahren blieben die Asylanträge zwischen 200 und 350 pro Jahr und damit relativ konstant. Anzumerken ist, dass in diesen Jahren insgesamt nur die Asylanträge ungarischer StaatsbürgerInnen höher waren, wodurch Rumänien als kommunistisches Regime mit restriktiver Migrationspolitik vergleichsweise hohe Auswanderungszahlen darlegte. Ein weiterer zu vermerkender Punkt ist, dass diese Statistik nur offizielle Asylanträge inkludiert, wobei illegale Migration hier nicht beachtet wird.

Jahr	(Ex-)ČSFR	Polen	Ungarn	Rumänien	(Ex-)Jugoslawien	Türkei	Asylanträge
1961	52	125	174	19	3.532	-	4.116
1962	53	65	155	13	3.019	-	3.458
1963	89	40	290	5	2.783	1	3.435
1964	434	87	492	15	2.421	2	3.611
1965	552	146	659	21	2.696	-	4.247
1966	636	215	791	45	2.000	-	3.805
1967	886	106	827	53	1.917	-	3.919
1968	4.176	183	812	259	1.742	-	7.362
1969	6.530	206	1.005	575	1.279	2	9.831
1970	1.192	207	1.161	156	151	-	3.085
1971	356	223	1.064	184	87	-	2.075
1972	291	145	968	183	70	-	1.838
1973	123	161	729	213	105	3	1.576
1974	173	202	584	349	156	1	1.712
1975	156	182	471	203	230	1	1.502
1976	194	291	467	203	108	5	1.818
1977	394	538	534	551	81	14	2.566
1978	515	773	525	958	66	49	3.412
1979	1.834	1.095	580	976	49	100	5.627
1980	3.241	2.181	1.043	1.023	45	120	9.259
1981	2.196	29.091	1.225	1.316	40	35	34.557
1982	1.975	1.870	922	737	74	54	6.314
1983	1.651	1.823	961	502	116	39	5.868
1984	1.941	2.466	1.229	501	158	31	7.208
1985	2.333	662	1.642	890	410	56	6.724
1986	2.147	568	2.220	2.329	488	163	8.639
1987	2.705	667	4.689	1.460	402	408	11.406
1988	1.728	6.670	2.610	2.134	477	644	15.790
1989	3.307	2.107	364	7.932	634	3.263	21.882
1990	176	132	46	12.199	768	1.862	22.789
1991	12	19	6	7.506	6.436	2.252	27.306
1992	10	10	0	2.609	7.410	1.251	16.238
1993	16	17	9	293	1.851	342	4.744
1994	7	15	8	157	1.722	362	5.082

Quelle: Statistisches Handbuch der Republik Österreich, BMI

Abbildung 13.

Quelle: Statistisches Handbuch der Republik Österreich, BMI; zit. nach Fassmann/ Münz 1995: 36, „Asylanträge nach Herkunftsstaat (Jährlicher Neuzugang), 1961-1994“

Die Dunkelziffer könnte deutlich höher liegen. Anfang der 80er Jahre kam es zu einem bedeutenden Anstieg der Asylanträge aller in Abbildung 13. präsentierten Ländern. Auch Rumänien lag mit insgesamt 2 339 Anträgen für die Jahre 1980 und 1981 in einem relativ hohen Durchschnitt. Während die Asylanträge in den Jahren zwischen 1982 und 1985 unter 900 Anträgen pro Jahr blieben, stiegen sie Ende der 80er Jahre erneut an. 1988 kamen bereits mehr als die Hälfte aller Flüchtenden aus Polen, Ungarn und Rumänien (2 134 Anträge). Rumänische

Asylanträge stiegen 1989 mit 7 932 Anträgen auf das Vierfache an. Der Höhepunkt rumänischer Anträge kam im Jahr 1990 nach dem Fall des kommunistischen Regimes mit 12 199 Anträgen. Somit waren mehr als die Hälfte aller AsylwerberInnen aus Rumänien. Die Zahl der Anträge rumänischer StaatsbürgerInnen blieb auch in den folgenden Jahren hoch, während zugleich die aus den benachbarten osteuropäischen Staaten abnahmen. 1993 nahmen die Asylanträge rumänischer Staatsangehöriger, aufgrund des restriktiven Asylgesetzes, langsam ab. (Fassmann/ Münz 1995: 34ff.)

Mit den hohen Zahlen an Asylanträgen wurde 1992 ein eigenes Bundesasylamt beauftragt über die gestellten Anträge zu entscheiden. In einem Verwaltungsverfahren sollte über die Anerkennung als Flüchtling entschieden werden. Zur Vereinfachung dieses Verfahrens wurden bei einem „beschleunigten“ Verfahren potenzielle Asylwerbende mit „unbegründeten Fällen“ nicht mehr detailliert auf ihre Fluchthintergründe untersucht. Hierrunter fielen auch Personen aus Osteuropa und somit auch aus Rumänien, welches als neue Demokratie nicht mehr als unsicheres Land wahrgenommen wurde. Aus diesem Grund wurden nach 1993 nur mehr wenige Asylanträge aus Rumänien zugelassen. (ebd. 39f.)

5.2.3. Arbeitsmigration und EU-Eintritt

Das österreichische demographische Bild änderte sich mit dem Fall des Eisernen Vorhangs erneut und wies unterschiedliche Gruppierungen auf. Abbildung 14. stellt diese Entwicklung der ausländischen Wohnbevölkerung nach Staatsbürgerschaft in den Jahren 1981, 1991 und 1993 dar. Während im Jahr 1981 nur 1 253 Personen rumänischer Herkunft in Österreich lebten, waren es im Jahr 1991 18 536 Menschen und stiegen im Jahr 1993 auf 20 000 an. So entwickelte sich die rumänische Diaspora zur viertgrößten Migrationsgruppe in Österreich im Jahr 1993, nur Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien (302 000), der Türkei (115 900) und Deutschland (60.500) waren noch mehr. (Fassmann/ Münz 1995: 59) Im Jahr 1996 machten die Zuzüge aus Rumänien und Bulgarien drei Prozent aller Zugewanderten aus. Während im Jahr 1996 Zuwanderende aus Rumänien in Österreich noch keine allzu große Gruppierung bildeten, stieg diese Zahl im Verlauf der Jahre immer weiter. Bei der Volkszählung im Jahr 2001 waren zwar im Vergleich zum Jahr 1993 nur mehr 17 470 Menschen mit rumänischer Staatsbürgerschaft – dieser Unterschied kann vielen Faktoren zugesprochen werden, unter anderem auch der Weiterreise nach Nordamerika oder weiteren west-europäischen Ländern, aber auch der Einbürgerung mancher – in Österreich, wobei sich diese Zahl in den folgenden Jahren, vor allem nach dem Zutritt Rumäniens in die EU veränderte. So machten RumänInnen im Jahr 2007 11% aller Zuwanderenden in Österreich aus. Diese Veränderungen zeigen sich

auch im direkten Vergleich der Volkszählungen 2001 und 2009 mit einem Anstieg von 87% in der Zuwanderung aus Rumänien nach Österreich. (Marik-Lebeck 2009: 67f.)

Staatsbürgerschaft	1981	1991	1993
Ausländer insgesamt	291.448	517.690	589.100
davon aus:			
Ex-Jugoslawien	125.890	197.886	302.000
Türkei	59.900	118.579	115.900
Deutschland	40.987	57.310	60.500
Rumänien	1.253	18.536	20.000
Polen	5.911	18.321	18.000
Ehemalige ČSFR	2.032	11.318	15.700
Ungarn	2.526	10.556	12.100
Italien	6.681	8.636	7.900
USA	4.171	5.770	6.000
Iran	3.142	5.687	6.000
Schweiz	3.569	4.901	5.200
Ägypten	1.547	4.509	5.000
Bulgarien	432	3.582	4.100
VR China	800	3.537	3.500
Großbritannien	2.666	3.427	3.900
Indien	1.106	3.043	3.300
Quelle: Volkszählung 1981, 1991; 1993: Wills und Fassmann 1994.			

Abbildung 8.

Quelle: Volkszählung 1981, 1991, 1993: Wills und Fassmann 1994; zit. nach Fassmann/Münz 1995: 59; „Ausländische Wohnbevölkerung nach Staatsbürgerschaft 1981-1993“

In den 90er Jahren wurde Österreich somit vermehrt zum Zielland vieler arbeitssuchender Migrierender. Während 1981 in Österreich nur etwa 5 000 Personen aus Osteuropa beschäftigt waren, waren es im Jahr 1991 bereits 26 413 Personen und stiegen im folgenden Jahr auf 31 944 Menschen, womit ihr Anteil auf 11,7% aller erwerbstätigen ausländischen Personen anstieg. Aus Rumänien und Bulgarien kamen 1991 noch 10 597 Arbeitskräfte hinzu und machten 3,5% aller ausländischen Arbeitskräfte aus. Die Jahre 1993 bis 1994 führten zu einer Stabilisierung der Beschäftigungszahlen aus diesen Ländern, wobei die Zahlen der legalen Arbeitskräfte seither leicht zurückgingen. 1996 waren 2,9% der ausländischen Arbeitskräfte rumänischer Herkunft und erreichten 1998 einen Prozentwert von 2,6. (Fassmann/ Münz 2000: 85ff.) Rumänische Arbeitsmigrierende der 90er Jahre siedelten sich hier vor allem in Nieder- und Oberösterreich, aber auch in der Steiermark, an. Die Hauptstadt Wien war Hauptzielgebiet für nur etwa 16% der in Österreich tätigen RumänInnen. (ebd. 93) Die meisten MigrantInnen und Flüchtenden der 90er Jahren stabilisierten sich schon bald auf dem österreichischen

Arbeitsmarkt und übernahmen unterschiedliche Aufgaben, vor allem im sekundären Sektor. (Fassmann/ Münz 1996: 225)

Mit dem Beitritt Rumäniens in die EU im Jahr 2007, hatten rumänische Zuwanderer nun Niederlassungsfreiheit und benötigten keinen Aufenthaltstitel. Da aber eine Flut an Arbeitsmigration befürchtet wurde, Etablierte sich ein Übergangsarrangement, welches der stufenweisen Herstellung der vollen Arbeitnehmerfreizügigkeit diene. Dieses Arrangement bot jedem Mitgliedsstaat die Möglichkeit die eigenen nationalen Regelungen in Bezug auf Arbeitsrecht für Drittstaatsangehörige und grenzüberschreitenden Dienstleistungen für weitere sieben Jahre nach dem Beitritt Rumäniens und Bulgariens beizubehalten. Arbeitskräfte aus diesen Ländern wurden zwar gegenüber anderen Drittstaatsangehörigen bevorzugt, jedoch mussten diese eine arbeitsmarktliche Berechtigung vom Arbeitsmarktservice (AMS) vorzeigen und die künftigen Arbeitgeber eine Beschäftigungsbewilligung vom AMS beantragen. Für hoch qualifizierte Arbeitskräfte, Fachkräfte in Mangelberufen, qualifizierte Pflegekräfte und Saisonarbeiterkräfte galten vereinfachtere Zulassungsmöglichkeiten. (Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2006) Mit dem Ende des Jahres 2013 liefen diese Übergangsregelungen für Rumänien und Bulgarien aus. Die Arbeitnehmerfreizügigkeit – eines der vier Grundrechte aller EU-BürgerInnen – konnte seitdem uneingeschränkt durchgesetzt werden. Dies zeigte sich auch in Statistiken aus dem Jahr 2014, in der die größten 20 Zuwanderungsnationalitäten dargestellt wurden. Rumänische Staatsangehörige waren so am 01.01.2014 mit etwa 60.000 Personen, die drittgrößte Gruppe unter den EU-Ländern und auf den sechsten Platz unter den größten Nationalitätsgruppen in Österreich. (EU-Migration nach Österreich. 2014: 2)

Wie man aus dieser Auseinandersetzung mit der Migrationsgeschichte erkennen kann, siedelten sich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vermehrt RumänInnen in Österreich an. In den ersten Jahren nach dem Fall des kommunistischen Regimes war Österreich jedoch kein primäres Einwanderungsland für Rumänien, sondern mehr der erste Schnittpunkt zum Westen. Dies änderte sich aber mit dem Jahrtausendwechsel. Auch wenn für viele rumänische StaatsbürgerInnen der legale Aufenthalt und das Arbeitsrecht durch unterschiedliche sozialpolitische wie auch rechtliche Hürden erschwert wurde, stiegen die Zahlen der in Österreich Verbliebenen weiter, vor allem nach dem EU-Beitritt Rumäniens. Mit diesem Kapitel wurde die Kontextualisierung der rumänischen zweiten Generation und vor allem die ihrer Eltern deutlich hervorgebracht. Angesichts dieses Hintergrunds ließen sich unterschiedliche Aspekte näher erfragen und analysieren.

6. Interviewauswertungen und analytische Kategorien

Im folgenden Abschnitt erfolgte nun unter Anbetracht der bisher ausgearbeiteten Themen die Analyse der qualitativen Interviews. Diese Arbeit bediente sich hierbei der qualitativen Inhaltsanalyse, um anschließend die Ergebnisse auswerten zu können. Folglich wurde die Vorgehensweise und Ablauf der Interviews genauer beschrieben und schließlich auf die einzelnen von der Theorie abgeleiteten Kategorien eingegangen.

Für die vorliegende Arbeit wurden zwei Gruppendiskussionen und ein Leitfadeninterview geführt. Bei den Gruppendiskussionen wurden insgesamt elf Personen befragt. Die InterviewpartnerInnen waren unterschiedlichen Alters und Bildungsniveaus. Bis auf zwei Teilnehmenden wurden alle in Österreich geboren, wobei die zwei Personen bereits mit drei Jahren in Österreich lebten. Alle Personen wurden nach ihrem Einverständnis gefragt, ob ihre Vornamen in der Masterarbeit erwähnt werden dürften. Dies stimmten alle zu, wodurch in den folgenden Unterkapitel und Kapitel die Personen direkt mit dem Vornamen präsentiert wurden.

6.1. Interviews

Die Interviews wurden in diesem Kapitel nach Aufbau, Ablauf und Reflexion dargestellt, wobei versucht wurde das wesentlichste hervorzuheben und in chronologischer Reihenfolge aufgezählt.

6.1.1. Erste Gruppendiskussion

Das erste Gruppeninterview wurde mit sechs Personen abgehalten. Diese Interviewten wurden mittels den in Kapitel 1.3.1. besprochenen theoretischen Samplings ausgewählt. Es wurde darauf geachtet, dass ein guter Ausgleich zwischen den unterschiedlichen sozio-ökonomischen Hintergrund, Alter und Geschlecht gefunden wird. Somit waren insgesamt drei männliche Teilnehmer zwischen dem Alter 19 und 35 und drei weibliche Teilnehmerinnen zwischen dem Alter 18 bis 27 beim Interview präsent. Hierunter hatten zwei Personen einen universitären Abschluss, drei Personen eine Reifeprüfung und eine Person war noch in der Schule. Alle sechs Personen stammen aus einem ähnlichen Migrationsmilieu: Deren Eltern wanderten beziehungsweise flüchteten in den späten 80er und frühen 90er Jahren nach Österreich. Wodurch alle Teilnehmenden bis auf eine Person - kam mit drei Jahren nach Österreich - in Österreich geboren wurden. Somit wurden alle Personen in Österreich sozialisiert und beteiligten sich innerhalb dieser sozio-kulturellen Gegebenheiten am gesellschaftlichen Leben.

I. Aufbau

Das Interview konnte in einem Klassenzimmer abgehalten werden, wo das Gespräch ungestört verlaufen konnte und die Umgebung für jeden neutral war. Es fand an einem Mittwochabend statt, wodurch in der anschließenden Reflexion auch die mögliche Müdigkeit der Beteiligten einkalkuliert werden muss. Das Klassenzimmer konnte so umgestaltet werden, dass alle Beteiligten sich sehen konnten und somit eine Diskussion in der Runde ermöglicht wurde.

Die Gruppeninterviews wurden nach der Definition von Dannecker und Vossemer aufgestellt, indem zuerst ein Leitfaden erstellt wurde. Dieser Leitfaden orientierte sich ganz nach den in Kapitel 1.3.2. beschriebenen Prinzipien. In einer ersten Aufwärmphase wurde den TeilnehmerInnen Zeit gegeben über ein Gedankenimpuls nachzudenken. Anschließend wurden Ideen zu diesem in einer Mind-Map zusammengetragen. Diese erste Phase hatte den Zweck die Teilnehmenden in das weitere Interview einzuführen. Sie sollten hierbei die Möglichkeit haben sich untereinander ein wenig kennenzulernen, aber auch erste Meinungen zu erfassen. Das Zitat verhalf auch der Interviewerin sich ein erstes Bild über die Standpunkte und Auffassungen der Teilnehmenden zu verschaffen. So konnten weitere Themen inkludiert und exkludiert werden. Aus dieser ersten Phase gelang ein guter Übergang zu den Leitfadenfragen. Hierbei wurden die Fragen möglichst so konstruiert, dass eine Diskussion zwischen den Teilnehmenden ermöglicht werden sollte. Der Bezug zu den persönlichen Meinungen und Auffassungen wurden durch Fragen, wie zum Beispiel „Wie wichtig ist es für euch rumänisch sprechen zu können“ oder „Ist es für euch wichtig mit Menschen, die eine ähnliche Migrationsgeschichte teilen, zu interagieren?“. Die Fragen wurden im Leitfaden nach den Themen des theoretischen Teils dieser Masterarbeit (Vgl. Kapitel 1.3.2) eingeteilt, wobei vor allem auf drei Hauptthemen mit unterschiedlichen Problemstellungen geachtet wurde: Identifizierung (Vgl. Hall, Kapitel 2.1.) Zugehörigkeit (Vgl. Pfaff-Zarnecke, Kapitel 2.2.) und Zweisprachigkeit (Vgl. Kapitel 3.). Diese Einteilung des Leitfadens hatte den Zweck, einen möglichst guten Überblick darüber zu schaffen, ob das Interview alle Themengebiete dieser Masterarbeit decken konnte, wodurch in der Analyse dieser ein besserer Zugang geschaffen werden konnte. Generell galt es im Rahmen der Fokus-Gruppendiskussionen möglichst viele unterschiedliche Meinungen und Facetten zu dem vorgegebenen Thema ausforschen zu können. Ein weiterer Vorteil dieser Interviewart war die Verdeutlichung möglicher Fehlformulierungen oder sonstiger Missverständnisse der Autorin zum Thema. (Vgl. Littig/ Wallace 1997: 2ff.)

II. Ablauf

Den Teilnehmenden wurde am Anfang des Interviews der Ablauf kurz erklärt und auf ein paar wichtige Regeln zur besseren Kommunikation hingewiesen. Nach einer kurzen Einführung wurde den Befragten ein Zitat von Ludwig Wittgenstein vorgelegt: "Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt" (Wittgenstein 2004). Hierbei wurde ihnen fünf bis zehn Minuten Zeit gegeben sich über das Zitat Gedanken zu machen und aufzuschreiben, insofern das ihrerseits erwünscht war. Nach der kurzen Überlegungszeit wurden die Ideen auf einer Mind-Map gesammelt. Folglich konnten so die ersten Beobachtungen gemacht werden, inwieweit und auf welche Themen die Interviewten eher einen Schwerpunkt für sich selbst sahen. Der Start in die Diskussion fiel relativ langsam und zurückhaltend aus, konnte aber nach ein paar Antworten in ein geläufiges Gespräch transformiert werden. Aus dieser einleitenden Diskussion konnte das Gespräch fließend in die nächste Leitfadenfrage übergeleitet werden. Die Gesprächssituation wurde durch einige humorvolle Aussagen der Teilnehmenden noch ausgelassener, wodurch das Gesprächsklima zu einem offenen und angenehmen Raum für Diskussionen wurde. Der Leitfaden wurde für dieses Interview mehr oder weniger zu einer Checkliste für die zu besprechenden Themen, da sich die Fragen dem Fluss des Gesprächs anpassten, wodurch nicht nur die Reihenfolge, sondern auch der Inhalt änderten. Aus diesem Gespräch konnten auch Themen erfasst werden, die nicht im Leitfaden vorgesehen worden waren, sich jedoch als relevante Aspekte dieser Forschung herausstellten. Auf diese Themen wurde versucht auch im zweiten Interview einzugehen. Es beteiligten sich alle Teilnehmenden am Gespräch bis auf eine Person, die etwas zurückhaltender war. Sie erklärte im Nachhinein, dass sie einen langen Tag und die Müdigkeit sie überwältigt hatte. Nichtsdestotrotz beteiligte sie sich an die für sie relevante Fragen mit und fiel nicht zu sehr auf, da die anderen GesprächspartnerInnen ihren Beitrag zu einer durchgängigen Diskussion leisteten. Im Verlauf des Gesprächs gab es auch ein paar Momente, in denen zwischen den zwei Sprachen gewechselt wurde. So wurde bei Diskussionen um Unterschiede zwischen „rumänischen“ und „österreichischen“ Merkmalen häufig zur Betonung der Differenz die Ideen auf Rumänisch ausgedrückt. Auch zwischen den Fragen, kam es bei den unterschiedlichen Gesprächen, wie beim Weiterreichen einer Wasserflasche oder ähnliches zu einer Vermischung der zwei Sprachen. Am durchgängigsten wurde jedoch Deutsch gesprochen und zu Rumänisch nur im Falle einer Betonung oder einer Vermischung.

Das Interview endete nach einer Stunde, nachdem alle Themen auszureichend durchgenommen wurden und die Teilnehmenden sich auch nicht mehr dazu äußern wollten oder konnten. Nach

Beenden des Interviews wurde den Interviewten für ihre Teilnahme gedankt und somit verabschiedet. Im Nachhinein ergaben sich dann noch kleinere Gespräche zu allgemeinen Themen, wobei unter anderem auch gewisse Personen für das zweite Interview empfohlen wurde.

III. Reflexion

Das Interview verlief ohne weitere Schwierigkeiten, jedoch konnten bei einigen der Befragten die Müdigkeit und die Anstrengung des Tages beobachtet werden. Um diesen entgegenzuhalten, wurden im Vorhinein einige kleine Snacks und Getränke von der Interviewerin vorbereitet, die sich jedoch vor allem in der anschließenden Transkription als ein wenig problematisch herausstellten. Das Interview wurde vermehrt durch Verpackungsgeräusche gestört, wobei einige Male die Aufmerksamkeit der Interviewten mehr auf das Essen gelenkt war als auf das Gespräch oder die sprechende Person. Während des Interviews fiel das Essen jedoch nicht allzu negativ auf, sondern schien den Teilnehmenden die Angst vor dem Aufnahmegerät oder einer „blöden“ Antwort zu nehmen, wodurch eine angenehme Gesprächsdynamik sich entwickeln konnte. Ein weiterer miteinzukalkulierender Faktor ist die Tatsache, dass eine der Interviewten Mutter eines drei-monatigen Babys war, wodurch es ihr nicht möglich war, es zu Hause zu lassen. Des Öfteren landete nicht nur ihre Aufmerksamkeit auf das Baby, sondern auch die der anderen Beteiligten. Auch wenn diese Momente nur von kurzer Bedeutung waren, konnte durchaus beobachtet werden, dass insbesondere der Mutter die Ideen oder Meinungen zwischendurch entfielen.

6.1.2. Zweite Gruppendiskussion

Das zweite Interview fand ebenfalls an einem Mittwoch-Abend, etwa zwei Wochen nach dem ersten statt und wurde in einem Klassenzimmer abgehalten, wodurch die Räumlichkeiten relativ neutral aufgenommen worden waren. Hierbei wurden fünf Personen zum Interview eingeladen, dabei wurde erneut auf eine ausgeglichene Aufteilung geachtet. Demzufolge waren zwei männliche und drei weibliche TeilnehmerInnen anwesend, die jeweils einen unterschiedlichen Bildungs- und sozio-ökonomischen Hintergrund hatten. Insofern waren eine Person im Prae-Doktor, zwei Studierende, eine Maturantin und eine Person mit Lehrabschluss vorhanden. Auf den Ausbildungsabschluss wurde dementsprechend geachtet, da im ersten Interview beobachtet wurde, dass sich aufgrund dessen unterschiedliche Erfahrungen bildeten, die im Gruppengespräch hervorgebracht wurden. Somit ergab sich eine fließende Gruppendynamik. Auch hier wurden alle Personen in Österreich geboren und erhielten auch in den 90-er Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft, bis auf eine Person, die in Rumänien geboren wurde und

mit drei Jahren nach Österreich kam, dementsprechend ausgebildet und sozialisiert wurde. Alle Beteiligten sprechen, unter anderem, fließend Rumänisch und Deutsch.

I. Aufbau

Der Leitfaden des ersten Interviews wurde für das zweite Gruppengespräch nur leicht umgeändert. Hierbei wurden einige Fragen umformuliert, da im ersten Interview bemerkt wurde, dass die Ausdrucksweise der Fragen nicht immer verständlich für die Interviewten war. Insofern wurden die Fragen kürzer und verständlicher umschrieben. Diese Umformulierung half beim Ablauf des Interviews vor allem der Interviewerin, um sich klare Ideen von den zu erfassenden Themengebieten zu schaffen, jedoch nicht unbedingt während des Interviews, da sich die Fragen der Gesprächsdynamik anpassten, wodurch sie nicht vollständig übernommen wurden. Zusätzlich wurde ebenso darauf geachtet möglichst auch Themen, die beim ersten Interview als relevant für die Interviewten erschienen, auch in das zweite einzubringen und darauf einzugehen. Ansonsten wurde der Leitfaden unverändert übernommen und begann wie auch das erste Interview mit dem gleichen Zitat von Wittgenstein. Hierbei wurde darauf geachtet, den Teilnehmenden genug Zeit zu lassen, ihre Ideen aufzuschreiben oder innerlich zu sortieren. Anschließend wurden sie gleichfalls auf einem Mindmap gesammelt und ausreichend diskutiert. Diesbezüglich konnte bereits eine andere Richtung der Ideen und Meinungen beobachtet werden als im ersten Interview, da sie zunächst auf einer überwiegend linguistischen Ebene ausfielen. Das Gespräch verlief jedoch von Anfang an sehr dynamisch und offen, wodurch eine Überleitung zu den für diese Arbeit relevanten Fragen leicht gemacht wurde.

II. Ablauf

Der Ablauf des zweiten Gruppeninterviews, war Anfangs sehr ähnlich zum ersten. Die Beteiligten nahmen sich Zeit über das Zitat nachzudenken und sammelten ihre Ideen anschließend in der Gruppendiskussion. Auffällig war hierbei, dass von Anfang an die Dynamik schneller vorhanden war und sich auch schnell eine Diskussion zwischen den Teilnehmenden entwickelte, wobei Pro- und Contra-Argumente zu den unterschiedlichen Ideen aufgeworfen wurden. Dadurch fiel die Weiterleitung zu den Leitfragen sehr leicht und flüssig aus, wodurch keinem der Teilnehmenden das Gefühl gegeben wurde, dass sie ausgefragt wurden, sondern mehr, dass ihnen ein Raum zur offenen Diskussion gegeben wurde. Auch im schlussendlichen Feedback des Interviews meinten die Teilnehmenden froh gewesen zu sein auch andere Meinungen und Erfahrungen gehört zu haben, wodurch sie einen anderen Einblick in ähnliche Migrationsgeschichten bekommen konnten. Nach der Diskussion rund um das Zitat konnten,

wie beim ersten Gruppeninterview, bereits unterschiedliche Schwerpunkte der einzelnen Beteiligten erkannt werden, wodurch es nun galt, das Interview in die richtige Richtung zu lenken. Demzufolge wurde einerseits auf Themen eingegangen, die während der Diskussion als wichtig erschienen, aber auch immer wieder Bezüge zur Thematik dieser Masterarbeit geschaffen. Dieser Bezug konnte leicht geschaffen werden, da Themen des Leitfadens während des Gesprächs immer wieder angesprochen worden waren.

Das Gespräch wurde durchgängig auf Deutsch durchgeführt, jedoch kam es – gleichwie bei der ersten Gruppendiskussion – bei der Verdeutlichung von Unterschieden zwischen den zwei kulturellen Merkmalen zum Gebrauch der rumänischen Sprache, wie auch bei der Darlegung der Vermischung dieser zwei Sprachen. Untereinander sprachen die Teilnehmenden hauptsächlich deutsch, auch vor dem Interview und nach dem Beenden dieses Gesprächs. Das Interview dauerte eine Stunde und dreißig Minuten, wobei die Beteiligten sicherlich noch weiter diskutiert hätten können. Zeitbedingt musste allerdings das Interview zu einem Ende gebracht werden, wobei viele der Interviewten anschließend doch schon Anzeichen der Müdigkeit hatten. Abschließend wurde den GesprächspartnerInnen die Möglichkeit gegeben ein Feedback zu geben, wobei aber das Aufnahmegerät bereits ausgeschaltet wurde, damit sie sich freier fühlen konnten, ehrlich zu sein. Wie bereits erwähnt, teilten einige der Interviewten mit, dass sie erfreut waren, andere Meinungen und Erfahrungen zu hören, aber auch diese Art der Diskussion ihnen viel Spaß bereitet hatte und sie es auch gerne wiedermachen würden. Somit wurde den Teilnehmenden gedankt und im Anschluss daran verabschiedet.

III. Reflexion

Das zweite Gruppeninterview fiel vielerorts sehr ähnlich zum ersten aus – insofern viele ähnliche Themen diskutiert wurden und die Teilnehmend sich am Gespräch beteiligten – jedoch gab es einige Unterscheidungen. Aus dem ersten Interview wurde bereits mitgenommen, die Fragen möglichst simpel und konkret zu stellen, im Sinne eines besseren Verständnisses. Diese reflexive Vorgehensweise schien im zweiten Interview besser zu funktionieren, da Fragen seitens der Interviewerin sehr schnell aufgenommen und beantwortet wurden. Andere Störfaktoren, wie beim ersten Interview wurden auch versucht möglichst zu beseitigen. So wurden die kleinen mitgebrachten Snacks im Vorhinein in Plastikbehälter verpackt, die auch beim Weiterreichen keinen allzu großen Lärm verursachten. Auch wurde das Essen und Trinken so platziert, dass möglichst wenige Interaktionen zum Weiterreichen benötigt wurden. Des Weiteren war das Gesprächsklima im Gegensatz zur ersten Gruppendiskussion an einigen Stellen anders. So wurden bei sehr vielen Fragen und Themen nicht immer von allen Beteiligten

zugestimmt, sondern auch Gegenargumente gebracht, wodurch die Diskussion sehr dynamisch war.

6.1.3. Leitfadeninterview

I. Aufbau

Im Rahmen dieser Masterarbeit wurde ein Leitfadeninterview durchgeführt. Hierzu wurde im Vorhinein ein Leitfaden in Bezug zu den Gruppendiskussionen abgestimmt, welcher aus sechs Hauptfragen bestand und von Unterfragen begleitet wurde, die sich aber im Verlauf des Interviews der Gesprächsdynamik anpassen. Die Einteilung des Interviews wurde der Interviewenden Person angepasst. In diesem Fall war die interviewte Person ein Profisportler, der im Behindertensport einige Erfolge für Österreich erzielen konnte. Da eine Kontextualisierung nötig war - um herauszufinden wie die Person zum Sport kam und was das für eine persönliche Bedeutung für ihn hat - wurden im ersten Teil des Interviews biographische Fragen gestellt, die auf seinen Hintergrund als Sportler abzielten. Beispiele dieser Fragen sind: „Wie bist du zum Leistungssport gekommen? Welche sind deine persönlichen Highlights im Leistungssport?“

Anknüpfend daran wurde der Bezug zur persönlichen Bedeutung der Repräsentation Österreichs auf nationaler und internationaler Ebene geschaffen, wodurch eine Brücke zu den für die Forschungsfrage relevanten Fragen geschaffen wurde. Im nächsten Schritt wurden die Themen auf die Bereiche dieser Masterarbeit geteilt, indem ein großer Themenbereich sich erstens mit Zugehörigkeit und Repräsentation beschäftigte. Hierbei wurden diese Begriffe vorweg anhand der Literatur kontextualisiert und definiert (Vgl. Kapitel 2.). Zunächst wurden allgemeine Fragen zu seiner persönlichen Wahrnehmung von Sport und Repräsentation gestellt, welche die Absicht hatten, die persönliche Erfahrung und Meinung des Befragten hervorzuheben. Der nächste Schritt war es nun Fragen zum Themenschwerpunkt dieser Masterarbeit zu schaffen. Insofern wurden zweitens Fragen zur Thematik der Zweisprachigkeit formuliert. Schlussendlich galt es den Verbindungspunkt zwischen dem Thema der Zugehörigkeit und dem Thema der Zweisprachigkeit zu schaffen. Dieser wurde anhand der in der Masterarbeit formulierten theoretischen Einbettung verknüpft. Die persönliche Situationserfahrung sollte beispielsweise durch folgende Fragen beleuchtet werden: „Ist es für dich wichtig mit Menschen, die eine ähnliche Migrationsgeschichte teilen, zu interagieren? Was würdest du als deine Muttersprache bezeichnen? Was bedeutet Heimat für dich?“

Das Interview wurde über die Online-Webanwendung Zoom durchgeführt, da die gegenseitigen Terminplanungen kein Vororttreffen ermöglichten und dauerte 30 Minuten. Zur sozio-

ökonomischen Kontextualisierung der befragten Person, kann zu dem bereits gesagten, erwähnt werden, dass er sein Masterstudium finalisiert hat, 29 Jahre alt ist und in Niederösterreich geboren wurde. Die Kontaktaufnahme zur Person erfolgte durch persönliche Verbindungen, indem eine telefonische Kommunikation ermöglicht wurde. Hierbei ist zu erwähnen, dass es zu einem Snow-Ball-Sampling kam, insofern aus dem ersten Gruppeninterview die Empfehlung hervorging, ein Interview mit besagter Person durchzuführen.

II. Ablauf

Wie bereits erwähnt wurde das Interview online durchgeführt. Diesen Faktor gilt es auch in der späteren Reflexion zu beachten. Vor Beginn des Interviews wurde telefonisch kommuniziert zu welcher Uhrzeit es am besten für den Interviewten gehen würde. Diesbezüglich wurde auch schon kurz erwähnt zu welchem Forschungsvorhaben das Interview stattfinden wird, jedoch jegliche Details hinsichtlich Forschungsfrage oder Ziel der Arbeit im Gespräch nicht erwähnt, damit möglichst keinen Einfluss auf die Antworten des Interviewten ausgeübt wurde. So mussten zu Beginn des Interviews inhaltliche Fragen weitgehend nicht mehr erwähnt werden. Nach einer kurzen technischen Kontrolle, in der überprüft wurde, ob beide Mikrofone gingen und die Aufnahmegeräte funktionierten, wurde mit den biographischen Fragen angefangen. In dieser Anfangsphase erfolgte eine Kontextualisierung der Person zu seiner Migrationsgeschichte. Hierbei kam heraus, dass seine Eltern zu den Flüchtlingen der frühen 90er Jahren gehörten (Vgl. Kapitel 5.) Demzufolge wurde er und seine beiden Geschwister in Österreich geboren und erhielten später auch die österreichische Staatsbürgerschaft. Folglich kann er nach der Definition von Weiss (2007: 25) als Zugehöriger der zweiten Migrationsgeneration beschrieben werden. Ferner wurden weitere biographische Fragen gestellt, die die Absicht hatten, seine Karriere als Leistungssportler beziehungsweise Paralympischer-Sportler zu erfragen. Diese Unterscheidung ist aus dem Grund wichtig zu betonen, da sich andere Differenzen, Schwierigkeiten und Identifizierungen hieraus ergeben, wie auch aus dem Interview ersichtlich ist. In der Beantwortung der biographischen Fragen, ergaben sich auch für das Forschungsvorhaben relevante Themen, wodurch hierbei der Leitfaden an die Gesprächsdynamik angepasst wurde. Folglich lief das Interview flüssig von einem Thema ins andere. Der Gesprächspartner hatte durch seine Verbindung zum Österreichischen Integrationsfonds als Integrationsbotschafter schon einen anderen Zugang zum Thema der Zugehörigkeit, als manche Interviewte der Gruppeninterviews. Dieser Aspekt soll in einem nächsten Schritt in der Reflexion auch betrachtet werden. Durch das Interview

konnten immer wieder sozio-politische Diskurse bemerkt werden, die er auf sein Engagement als Integrationsbotschafter bezog.

III. Reflexion

Die Reflexion war ein wichtiger Bestandteil dieses Forschungsvorhabens. Wie auch in Kapitel 1.3.3. erwähnt, muss die Reflektivität ein Teil der Erkenntnis sein. (Vgl. Dannecker/ Englert 2014: 6) Aus diesem Grund wurde an dieser Stelle über Aufbau und Ablauf des Interviews reflektiert.

Der Aufbau des Interviews orientierte sich vor allem an den Prinzipien des Leitfadens (Kapitel 1.3.2.) Insofern mussten die Fragen offen gestellt werden. Im Verlauf des Gesprächs wurden die Fragen der Gesprächsdynamik angepasst, wodurch die Formulierung der Fragen nicht immer sehr konkret gestellt wurden und manchmal wiederholt werden mussten. Die Gefahr hierbei war, dass durch die unklare Fragestellung gewisse Themen bereits impliziert worden waren oder eine Schwierigkeit in der Beantwortung der Frage gegeben war. Das Gespräch wurde jedoch dadurch nicht beeinflusst und verlief flüssig weiter. Dies ist höchstwahrscheinlich auch auf seinem Hintergrund als Leistungssportler und seinen Erfahrungen mit Interviews zurückzuführen. Hierbei lässt sich noch hinterfragen inwiefern sein öffentliches Image als Leistungssportler und Integrationsbotschafter des Österreichischen Integrationsfonds – welches als staatliches Institut, politischen Diskursen untergeordnet ist – die offene Beantwortung der Fragen beeinflusste. Der Bezug in den Fragen zu seinen persönlichen Erfahrungen sollte diesem aber entgegenwirken. Des Weiteren lässt sich auch hinterfragen, inwiefern ein Online-Treffen eine flexible Diskussion einschränkte oder anregte. Insofern wurde der Ablauf des Interviews nicht viel eingeschränkt oder umgestaltet, da es im Forschungsprozess auch das letzte Interview war, wodurch die Formulierung der Fragen und der Ablauf nochmals überdacht wurden, bevor das Interview durchgeführt wurde.

6.2. Kategorien

Ein wichtiger Bestandteil der qualitativen Inhaltsanalyse ist – wie auch in Kapitel 1.3.3. beschrieben – die Bestimmung und Anwendung der Kategorien. Eine Kategorie wird in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen als Klassifizierung von Einheiten verstanden. Hierbei kann es sich um Personen, Ideen, Institutionen, Prozesse, Diskurse und vieles mehr handeln. Der Entstehungsprozess von Kategorien ist demzufolge eine geistige Tätigkeit in dem das Wahrgenommene eingeordnet oder abstrahiert wird. Kuckartz beschreibt in seiner Auslegung

zur qualitativen Inhaltsanalyse einige Möglichkeiten Kategorien zu definieren. Für diese Masterarbeit waren folgende Kategorien von Bedeutung: inhaltliche, analytische, natürliche und formale Kategorien. Inhaltliche Kategorien sind diejenigen die sich auf einen bestimmten Inhalt oder ein Thema beziehen, die in einem Interview als gewisse Textstellen markiert werden. Diese Textstellen enthalten Informationen zu der jeweiligen inhaltlichen Kategorie. Für diese Masterarbeit wurden die inhaltlichen Kategorien anhand der vorhandenen theoretischen Einbettung formuliert und ausgelegt. Diesbezüglich können analytische Kategorien in Folge der intensiven Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial anhand thematischer Kategorien erstellt werden. So haben sich in dieser Arbeit Verbindungspunkte der unterschiedlichen theoretischen Ansätze ergeben, die in den Interviews immer wieder auftraten. Natürliche Kategorien sind folglich Terminologien und Begriffe, die von den Interviewten im Feld selbst verwendet werden. Die AkteurInnen verwenden diese, um sich selbst und andere Phänomene ihres Alltags zu beschreiben und sind oftmals sehr bildhaft. Schlussendlich sind formale Kategorien Daten und Informationen über die zu analysierende Einheit, wie zum Beispiel die Länge und das Datum eines Interviews, die Länge der Transkripte, etc. Diese Kategorien wurden bereits im vorigen Unterkapitel 6.1. beschrieben. (Kuckartz: 2012: 41ff.)

Im Folgenden wurde nun auf diese beschriebenen Kategorien eingegangen, wobei zuerst die inhaltlichen Kategorien definiert wurden, damit der Übergang zu den analytischen leichter und verständlicher erfolgen konnte. Da natürliche und analytische Kategorien sich oftmals überschneiden, wurden diese zusammenfassend erläutert. Die Kategorien dieser Arbeit wurden nach den Themengebieten dieser Masterarbeit definiert und unterteilt. Demzufolge wurden vier große Bereiche – die auf die theoretische Ausarbeitung von Esser aufbauen (Vgl. Kapitel 3.3.) – aufgrund der theoretischen Einbettung aufgeteilt, die aus jeweils weiteren Kategorien bestehen: 1) Kulturelle Dimension 2) Soziale Dimension 3) Strukturelle Dimension 4) Emotionale Dimension. Diese Kategorien entsprechen laut Kuckartz (Vgl. 2012: 43) den inhaltlichen Kategorien. Diesen inhaltlichen Kategorien wurden zusätzlich noch weitere thematisch anlehrende inhaltliche Kategorien – die aus den im Kapitel 2. erarbeiteten theoretischen Ausgangspunkte Halls und Pfaff-Czarneckas abgeleitet wurden – beigelegt. Schließlich wurde jeder Dimension auch eine analytische Kategorie zugeordnet, die sich im Verlauf der Analyse ergaben.

6.2.1. Kulturelle Dimension

Nach Esser ist die kulturelle Dimension der Erwerb von Wissen und Fertigkeiten über eine Sprache. Hierbei ist Sprache innerhalb dieser Dimension Teil der sozialen Integration, die

durch soziale Bedingungen in Form von Aktivitäten, Anreize und Möglichkeiten bestimmt wird. Diese Dimension beeinflusst den Aufbau von sozialen Beziehungen, wie auch die emotionalen Identifikationen. Laut Esser sind sprachliche Unterschiede in der kulturellen Dimension zunächst der ethnischen beziehungsweise linguistischen Vielfalt zuzuordnen. (Esser 2006: 8)

Der Erwerb der Sprache, wie von Esser beschrieben, fiel bei allen befragten Personen zumindest in den ersten Lebensjahren gleich aus. Zu Hause wurde die Sprache der Eltern Rumänisch gelernt, wobei für die meisten keine Literarisierung per se stattfand. Das meiste wurde durch alltägliche Kommunikationsmuster mitgegeben. Im Kindergartenalter konnten also alle Interviewten noch kein Deutsch. *"...Ich habe die ersten fünf Jahre meines Lebens nur Rumänisch gelernt...Weil meine Eltern selber kein Wort Deutsch gesprochen haben. Ich habe Deutsch dann erst im Kindergarten gelernt."* (Andreas; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Deutsch wurde im Kindergarten mitgegeben und in der Schule erweitert und literarisiert. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Ab diesem Punkt unterscheidet sich der weitere Spracherwerb der interviewten Personen. Für viele der befragten Personen kam es zu keiner weiteren Literarisierung der rumänischen Sprache als eine bewusste Erlernung der rumänischen Grammatik und Rechtschreibung. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In diesem Zusammenhang merkten jedoch zwei der befragten Personen an, dass sich ihre Eltern durchaus die Zeit nahmen, um unterschiedliche Aspekte der rumänischen Sprache zu festigen. *„Meine Mama hat sich mit uns hingesetzt und so Diktate auf Rumänisch gemacht, dann korrigiert und so weiter. Sie hat geschaut, dass ich die Grammatik richtig beherrsche.“* (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Dem entgegnete Patrick, dass er sich nicht unbedingt erinnere mit seinen Eltern die rumänische Grammatik durchgenommen zu haben, allerdings blieb ihm in Erinnerung, wie sein Vater sich bemühte ihm die rumänischen Umlaute beizubringen. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

I. Repräsentation

Repräsentation nach Hall ist ein Prozess, durch welchem Bedeutung geschaffen wird und Kultur und Sprache verbindet. Hierbei spricht Hall von zwei unterschiedlichen Systemen der Repräsentation. Zum einen ein konzeptuelles System, welches ermöglicht der Welt Bedeutung zu geben. Diese konzeptuellen Systeme können sich von Menschen zu Menschen unterscheiden und unterschiedlich interpretiert werden. Werden diese konzeptuellen Systeme in ähnlicher Weise interpretiert und erfasst, wird von einer gemeinsamen geteilten Kultur gesprochen. Um

aber diese konzeptuellen Systeme kommunizieren zu können, gebraucht es an dem zweiten System der Repräsentation, nämlich der Sprache. Durch Sprache wird die eigene Welt in Zeichen organisiert. Zeichen ermöglichen Gedanken, Ideen oder Konzepte in Worte, Bilder oder Geräusche zu verfassen und interpretieren. Sprache ist demnach ein wichtiger Prozess in der Identifikation. Sie prägt Diskurse und Differenzen und lässt Gemeinsamkeiten durch eine geteilte Historizität entstehen. Dies ist auf darauf zurückzuführen, dass sprachliche Codes von sozialen Konventionen geprägt sind. Diese sozialen Konventionen werden von klein auf mitgegeben und prägen somit die Repräsentation und die Kultur. (Hall 1997: 18f.)

Für diese Arbeit galt es diesen konzeptuellen Systemen nachzugehen. Ideen, Gedanken, Diskurse wurden durch Sprache repräsentiert und durch historische und zeitgenössische Machtverhältnisse geprägt, wodurch es in diesem Fall galt auf den unterschiedlichen Wortgebrauch zu achten. Folglich ist Repräsentation nach Hall auch eine analytische Kategorie, die sich im Verlauf der Analyse und Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial ergab.

In den Interviews kam die Repräsentation, als eine Schaffung von Bedeutung durch Codes, nicht direkt zur Sprache. In einer Anfangsrunde der Gruppendiskussion wurde über die Grenzen der Sprache als Grenze der Welt. diskutiert. Die Thematik der Codes als bedeutungsschaffend kam unter anderem dann zur Rede als von einer Interviewten bemerkt wurde, dass für sie jede Sprache kulturabhängig ist. Kultur und Sprache beeinflussen sich in diesem Zusammenhang gegenseitig. (Gina, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diesbezüglich argumentierte eine weitere Person, dass es zwischen zwei Sprachen unterschiedliche Wörter für die Beschreibung eines nachdenklichen Menschen gäbe, die sehr spezifisch in der benannten Sprache ausfallen würde, in der anderen Sprache dieses Wort jedoch nicht vorhanden ist. (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Eine Interviewte erklärte in diesem Zusammenhang, zwischen ihr und ihrer Pädagogin sei es beispielsweise im Kindergartenalter, als sie die zwei Sprachen nicht so fließend beherrschte, zu einem Missverständnis gekommen. Sie wollte ihrer Kinderpädagogin mitteilen, dass ihr warm sei. Diesbezüglich lautet „heiß“ im rumänischen „cald“ und wird sehr ähnlich, wie das deutsche Wort „kalt“ ausgesprochen. Folglich missverstand ihre Pädagogin dies und die Betroffene wunderte sich, wieso gegenteiliges erfolgte. (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Demzufolge merkten die meisten Personen des ersten Gruppeninterviews an, dass es auch zwischen Rumänisch und Deutsch einen Unterschied gibt. Repräsentation nach Hall wurde hierbei zwischen einer „wärmeren“ und einer „kälteren“ Sprache differenziert wahrgenommen, wobei hier ersteres in Bezug auf Rumänisch angewendet wurde und letzteres für die deutsche Sprache: *„Ja, also ich finde allgemein im Rumänischen, dass es viel mehr, also warm ist...Deutsch finde ich generell*

ein bisschen kälter.“ (Gina, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) In dieser Hinsicht wurde zustimmend von den anderen Interviewten weitere Beispiele dieser Differenz aufgezählt. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

II. Gegenseitigkeit

Für Pfaff-Czarnecka (2012: 30) stellt Sprache einen Verbindungspunkt zwischen Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit dar. Zugehörigkeit wird in unterschiedlichen sozialen Räumen durch Interaktions- und Kommunikationsverhältnisse des alltäglichen Lebens konstruiert. Gegenseitigkeit laut Pfaff-Czarnecka etabliert sich durch impliziertes Wissen, wobei hier ein kollektiver Wissensbestand gemeint ist, der sich in geteilten Stereotypisierungen und Kategorisierungen sichtbar macht. Dieser kann gegenüber Außenstehenden oftmals als exkludierend wirken. Diese Kollektive Wissensbestände werden in geteilten Kategorisierungen, Einordnungen, Routinen, Regel- und Weltdeutungen, etc. sichtbar. (ebd. 30) Esser (2006: 13) beschreibt in diesem Zusammenhang Sprache als „Träger kollektiver Definitionen von Situationen“ und kann somit Loyalität und kollektive Zusammengehörigkeit erzeugen. Die Bedeutung dieser Wissensbestände zeigt sich dort, wo Nichtmitglieder durch ihr Nichtwissen in den Vordergrund treten. In der einfachsten Form kann es zum Beispiel als mangelnde Sprachfertigkeiten zum Ausdruck kommen. Doch die Beherrschung einer Sprache impliziert nicht auch das Wissen über soziale Codes, die sich über lange Zeiträume hinweg (re-)produzieren. Es handelt sich also hierbei um alltägliche Interaktions- und Kommunikationsmuster. (ebd. 30) Für die vorliegende Analyse gilt es also solche Muster zu identifizieren. Diese können durch normalisierte gesellschaftliche Regeln etabliert werden. Gegenseitigkeit wurde demzufolge als kollektives Wissen von Interaktions- und Kommunikationsmuster definiert.

In der alltäglichen Kommunikation sahen sich viele der Interviewten als eingeschränkt, insofern sie eine Sprache nicht oder nicht besonders gut beherrschen würden. Diese Einschränkung ging aber bei manchen der interviewten Personen über die Sprachfertigkeiten hinaus und merkten an: „..., sondern dennoch zwischen den Leuten, die dieselbe Sprache erlernt haben, Welten stehen, obwohl sie dieselbe Sprache sprechen.“ (Ruben, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Gegenseitigkeit konnte in diesem Fall nicht erreicht werden, da nicht die gleichen Interaktionsmuster bedient wurden, obwohl aber dieselben Kommunikationscodes gegeben waren. In einer weiteren Auslegung der Gegenseitigkeit wurde von den meisten Befragten hervorgehoben, wie wichtig es für sie sei, die rumänische Sprache sprechen zu können: „Ja, weil das doch ein Teil von uns ist und weil man auch noch Verwandte hat und Familie. Und

das finde ich total komisch, wenn man sich dann mit der eigenen Oma nicht verstehen kann.“ (Lea, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Im zweiten Gruppeninterview wurden diese Punkte auch betont. So hebt Damaris hervor, dass sie versuchen werde ihren Kindern auch Rumänisch beizubringen, da für sich selbst durch das Können dieser Sprache eine Verbundenheit zu Rumänien entstand und somit keine Kommunikationsbarriere mit ihrer Verwandtschaft bestand. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In diesem Zusammenhang betonte ebenso der Befragte Sami, dass es auch hilfreich und schön sei, wenn man sich mit den Familienangehörigen aus Rumänien verstehen könne. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Auch Andreas betonte, dass es für ihn wichtig sei die Sprache seiner Eltern sprechen zu können. Seine Zweisprachigkeit empfinde er als einen Segen, da er mit zwei Sprachen sehr gut auskomme und diese auch zu seiner Entwicklung beitrugen. (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Für diese befragten Personen würde eine Gegenseitigkeit, wie nach Pfaff-Czarnecka ohne die rumänische Sprache nicht möglich sein. Diese Gegenseitigkeit zeigte sich auch darin, dass die Interviewten die Weitergabe der Sprache an die zukünftige Generation als wichtig empfinden. Hierbei sollten nicht nur die "kulturellen Schätze" der rumänischen Sprache weitergereicht werden, sondern auch die Kommunikation mit entfernten Verwandten. Alle Personen empfanden die Weitergabe dieser Sprache als eine Bereicherung, nicht nur aus den oben erwähnten Ursachen, sondern vor allem zur Erweiterung der Kenntnisse anderer Sprachen. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien – Online)

III. Sprachnutzung

Aus den oben erwähnten Kategorien entwickelte sich eine analytische Kategorie im Verlauf der Auswertung. Dadurch wurde deutlich, dass die kulturelle Dimension das Erlernen des Wissens und der Fertigkeiten ist. Diese ist für eine alltägliche Kommunikation notwendig und wurde auch von den interviewten Personen unterschiedlich wahrgenommen. Folglich kamen aber immer wieder die unterschiedliche Sprachnutzung und deren Sprachfertigkeiten zur Rede. Aus dieser Sicht wurde die Kategorie „Sprachnutzung“ gebildet. Für die meisten der Interviewten war die Sprachnutzung einigermaßen gleich. Viele von ihnen sprechen mit den Eltern oder der Generation ihrer Eltern Rumänisch und verwenden diese Sprache sonst auch nur in einem rumänisch-sprechenden Kontext. Ausnahmen konnten aber auch hier gefunden werden. So erzählte Patrick im zweiten Gruppeninterview, dass er mit seinen Eltern auch nur Deutsch reden würde und Rumänisch nur dann, wenn er mit Nicht-Deutsch-Sprechenden unterwegs sei. Dann würde ihm aber die durchgängige Sprachanwendung schwerfallen, wodurch er es durch

Deutsch oder Englisch ergänzen müsste. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Treffen die Befragten auf Personen der zweiten rumänischen Migrationsgeneration, vermischt sich hierbei die Sprachnutzung sehr. *„Aber wenn ich weiß, dass sie [die Person] beide Sprachen kann, dann mische ich das sehr oft und das fällt mir dann eh im Nachhinein erst ein.“* (Lara, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Eine Person stellte fest, dass es für ihn keine Vermischung dieser zwei Sprachen gab, da er vorüberwiegend ohne eine zweite rumänische Generation aufwuchs. Somit gab es nicht viele Personen in seiner Umgebung, die beide Sprachen fließend sprachen. Demzufolge adaptiert er nun seinen Sprachgebrauch immer der Person, die gerade spricht. (Ruben, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Andreas beschreibt in diesem Zusammenhang eine Sprachverwendung, die sich nicht mehr sehr stark vermischt. Innerhalb seiner *„rumänischen Community“* spricht er hauptsächlich rumänisch, wobei es sonst eher zur Verwendung der deutschen Sprache kommt. (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

Im zweiten Gruppeninterview wurde auch die emotionale Sprachnutzung angesprochen. Hierbei diskutierten die Interviewten, wann sie eher in eine Sprache oder in die andere wechseln würden. Hierbei waren sich die meisten Interviewten einig, dass die rumänische Sprache für sie eher *„bedrohlicher“* und *„ernstzunehmender“* wahrgenommen wird, weswegen diese oft, um Frust und Ärger auszudrücken verwendet wird. In diesem Zusammenhang fragten sie sich, ob es nicht mit der Tatsache zu tun haben könnte, dass ihre Eltern sie als Kinder immer auf Rumänisch belehrten. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Nur Timea argumentierte, dass es ihr in solchen Situationen leichter fallen würde sich auf Deutsch zu äußern: *„Bei mir ist es umgekehrt, wenn ich mich aufrege, rede ich auf Deutsch, ja weil ich finde die Wörter nicht auf Rumänisch, alle die ich brauche, um mich aufzuregen, so wie es sich gehört.“* (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) So betonte ein Interviewter, dass er den unterschiedlichen Sprachgebrauch den Kontexten anpasst, in denen er sich gerade befindet. So verwendet er beispielsweise beim Einkaufen mit seiner Ehefrau die deutsche Sprache. Wird aber währenddessen eine befremdliche Situation bemerkt, so wird die Sprache gewechselt, damit er nicht in seiner Konversation mit seiner Ehefrau verstanden wird. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

6.2.2. Soziale Dimension

Die soziale Dimension nennt Esser (2006: 8) als bedeutend in der Bildung von sozialen Kontakten und Beziehungen. Sprachfertigkeiten können insofern zur Aufnahme von sozialen Kontakten führen, indem sie als Medium der alltäglichen Kommunikation dienen. (ebd. 8) So

beschreibt unterdies Andreas, dass ein niedrigeres Sprachniveau sich als schwierig in der Kommunikation mit den Menschen um einen herum herausstellte. Die Weitergabe der deutschen und rumänischen Sprache stellt somit ein wichtiger Faktor im Verständnis der anderen Menschen dar: „..., dass ich die Menschen verstehe, dass ich mich unterhalten kann.“ (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

I. Gemeinsamkeiten

Wie auch von Pfaff-Czarnecka (2012: 30) beschrieben können eben diese Sprachfertigkeiten über eine Inklusion oder Exklusion entscheiden. Auch wenn diese ausschlaggebend sein können, wirken sich hierbei jedoch unterschiedliche Faktoren aus. Sie geht hierbei von dem Begriff der Gemeinsamkeiten aus. Unterschiedliches Wissen kann das individuelle wie auch das gesellschaftliche Verhalten in verschiedene Richtungen bewegen. Geteilte Wissensbestände dienen zur Steuerung von individuellen Verhaltensweisen zur Herstellung einer sozialen Ordnung. Insofern ist Sprache ein Medium, welches zwischen unterschiedlichen Wissensbeständen vermittelt wird. Das kollektive Wissen, wie in der Kategorie der Gegenseitigkeit angeführt, lässt durch eine gemeinsame Sprache, Gefühle der Normalität und Natürlichkeit entstehen, wobei in diesem Zusammenhang auch eine Unterscheidung zwischen Fremdheit und Vertrautheit führen kann. (Pfaff-Czarnecka 2012: 31) Gemeinsamkeiten in diesem Sinne gehen über die Kommunikations- und Interaktionsmuster der Gegenseitigkeit hinaus. Letztere hilft in der Bildung von Gemeinsamkeiten, jedoch können durch diese Beziehungen geschaffen werden.

Für die befragten Personen entstehen Gemeinsamkeiten, wie auch von Pfaff-Czarnecka beschrieben, in mehreren Gruppen. Diese Gemeinsamkeiten werden über die Grenzen der Sprache hinaus definiert. Sprache spielt jedoch für einige interviewte Personen eine Rolle: „Ich glaube schon, dass Sprache ein relevanter Teil ist. Nicht nur, damit andere einen verstehen, sondern damit man selbst sich auch verstanden fühlt...als Teil der Gesellschaft fühlt.“ (Ruben, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Gemeinsamkeiten wurden in diesem Zusammenhang nicht nur über Kultur und Sprache definiert, sondern über gemeinsame Interessen und Verhaltensweisen. Des Weiteren argumentierte Ruben, dass die Verbundenheit durch Sprache entstehen kann, jedoch nicht durch dieses automatisch gegeben ist. Er nennt hierbei seinen Glauben als einen weiteren Verbindungspunkt. Finden sich hierbei Personen, die seine Ansichten teilen so entstehen auch Gemeinsamkeiten. Sprache stellt er folglich hinter der Verbundenheit zur rumänischen Kultur. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

Gemeinsamkeiten zur Gruppe des Aufnahmelandes ergeben sich vor allem durch die Etablierung eines Lebens in Österreich: *„Aber dennoch hat man hier irgendwie alles. Weil wie gesagt, hier ist man aufgewachsen und hier die Ausbildung, hier heiratet man wahrscheinlich auch...irgendwie fühlt es sich schon eher hier irgendwie nach Heimat an als in Rumänien“* (Sami, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diese Empfindung wird von mehreren Teilnehmenden wahrgenommen. Für die meisten stellt Österreich ihre Heimat dar, nicht nur weil sie die Sprache sprechen, sondern, weil sie das soziale Netzwerk in Österreich geschaffen haben. (Vgl. Andreas, Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online; 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Nichtsdestotrotz ergibt sich durch die gesprochene rumänische Sprache eine Verbundenheit zu Rumänien und den dort verbliebenen Verwandten: *„...ich kann mir nicht vorstellen, wie unsere Beziehung, also eine enge Beziehung gewesen wäre, wenn ich die Sprache nicht beherrscht hätte...und es wäre schon Schade gewesen nur wegen der Sprache mit denen keine Beziehung zu haben oder keine enge Beziehung zu haben.“* (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Denis erlebte diesbezüglich bei seinen Verwandten in den USA auch eine *„Entfremdung gegenüber der rumänischen Sprache“*, wodurch sie keine engere Verbundenheit zu Rumänien und den dort lebenden Verwandten bilden konnte. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

II. Differenz

Differenz bezieht sich in diesem Zusammenhang– wie auch schon in Kapitel 2.1. erläutert – nicht auf biologische Merkmale, die unter dem Begriff *race* zu einer Naturalisierung von Diskriminierung führt, sondern fasst sich durch den Begriff der Ethnizität sehr gut zusammen. Ethnizität kann als eine „imagined culture“ im Sinne des von Edward Saids definierten Begriffs der „imagined community“ vorgestellt werden. (Hall 2018: 107f.) Diese kollektive Kultur und Identität kann nicht getrennt von den unterschiedlichen historischen Prozessen, die diese gebildet und strukturiert haben, untersucht werden. Diese historischen, gesellschaftlichen und politischen Differenzen bilden unter anderem in der Diaspora einen Zusammenhaltsgefühl. Differenzdiskurse nach Hall werden folglich durch historische Erzählweisen geformt und sichtbar gemacht. (ebd. 28ff.)

Von den Interviewten wurde zwischen den zwei Sprachen Rumänisch und Deutsch immer wieder eine Differenz betont. Nicht nur der Sprachgebrauch ist unterschiedlich und wird mit unterschiedlichen Aspekten ihres Lebens verbunden, sondern auch die verschiedenen kulturellen Merkmale der einzelnen Sprachen, wurden immer wieder von den Befragten in den Vordergrund gerückt. So beschreibt Ruben das folgendermaßen: *„...die Sprache gibt viel von*

der Kultur, von der Seele des Volkes wieder...das ist auch das schöne, finde ich, mehrsprachig unterwegs zu sein, weil da kann man einfach Dinge aus vielen Perspektiven sehen.“ (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diese historischen, gesellschaftlichen und politischen Eigenschaften der Differenz lassen sich auch in der Aussage einer Interviewten wiederfinden. In diesem Zusammenhang sprach sie von ihrer Schwester, die sich nicht mehr „wie eine Rumänin“ verhält. Demzufolge wurde von der Interviewerin die Frage gestellt, inwiefern sich ein typisch „rumänisches“ Verhalten äußern würde. Gina, die hier sprechende Person, antwortete mit ein paar Beispielen, die ihn ihren Augen eine Differenz zu der Kultur der Einwanderungsgesellschaft ausmachten. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diesbezüglich argumentierte Ruben: „...man kann sich das aussuchen, bzw. man entscheidet selber, will man oder will man nicht. Beziehungsweise man bastelt sich selber zum Teil eine eigene Kultur zusammen...“. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Unterdies wurde auch im zweiten Gruppeninterview die unterschiedlichen Lebenswelten zur Thematik. Damaris erwähnte in diesem Kontext, dass sie das Gefühl habe, die zweite rumänische Generation sich eine eigene Welt geschaffen haben. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In dieser sind nicht nur die Sprachen unterschiedlich, sondern auch die Wahrnehmungen. Sprache wird von den Befragten als Wahrnehmung dieser Differenzen gebraucht, um diese auszudrücken, zu beschreiben oder es erst erkenntlich zu machen.

III. Soziale Grenzziehungen

Wie aus den Interviews zu entnehmen, kann in der sozialen Dimension der Zugehörigkeit der Sprache, diese nicht allein durch Gemeinsamkeiten und Differenz analysiert werden. Im Verlauf der Auswertung wurde eine wiederkehrende Betonung der „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ bemerkt. Hierbei verliefen die Grenzen zwischen diesen zwei Gruppen nicht immer klar definiert, sondern wechselten sich je nach Kontext der Erzählung ab. Die sozialen Grenzziehungen erfolgen in diesem Fall auf einer zwischenmenschlichen Ebene, die wie auch von Esser (2006: 8) beschrieben in der sozialen Dimension zur Etablierung von sozialen Kontakten und Beziehungen beitragen. In den meisten Fällen handelt es in den Erzählungen über die „Wir-Gruppe“ von dem Bevölkerungsteil ohne Migrationsgeschichte und die „Anderen“ wären in diesem Fall die Befragten selbst. Diese Zuordnungen ließ die Befragten eine Inklusion oder Exklusion erfahren. So erläuterte Damaris, dass sie wiederholte Male in unterschiedlichen Kontexten gefragt wurde, woher sie kommen würde. Sie beantwortete die Frage in dem sie klarstellte, dass sie aus Österreich komme. Daraufhin folgte jedoch meist eine Gegenfrage, woher aber ihre Eltern kommen würden. Diese Fragen verleiteten sie dazu einen Unterschied zwischen der „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ wahrzunehmen: „...sondern die

Menschen, die uns begegnen, die haben uns sofort in eine Kategorie gesteckt und wir wissen halt wir werden von deren Perspektive aus nie Österreicher sein, nie und ich weiß auch nicht warum“ (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Patrick erzählte in diesem Zusammenhang, dass seine KollegInnen zunächst schockiert waren, als sie erfuhren, dass er „kein waschechter Österreicher“ ist. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Auch Timea spürte diese Grenzziehung aufgrund ihres Namens. Hierbei wurde sie auch wie Damaris nach ihrem Herkunftsland und das ihrer Eltern gefragt. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Eine der Befragten – Lea – beschrieb diese sichtbare Grenze folgend: „...aber da ist ja doch dieses, keine Ahnung, wie mein Papa immer sagt, Blut.“ (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diese Grenzziehung lässt in ihren Augen eine Grenze zwischen den zwei Gruppen entstehen. An anderer Stelle beschreibt ein Interviewter, dass er in Rumänien auch nicht als „Rumäne“ wahrgenommen werde, sondern als ein „Mischling“. Diese Entwicklung ließe seine Verwandte nicht genau wissen, wie sie mit ihm umgehen sollen. Zurück in Österreich habe er nicht oft solche Grenzziehungen erlebt, jedoch erzählte er von einer solchen Gegebenheit: „Mir ist schon passiert, dass ich in Salzburg unterwegs war und als das zur Sprache kam, war die Luft draußen irgendwie so, in der Kommunikation“ (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diese Grenzen werden aber nicht nur von außerhalb betont, sondern auch von den Interviewten selbst. Auf einer Zugfahrt – so Timea – hörte sie eine Person Rumänisch sprechen, woraufhin sie gedanklich diese Person zu der „Wir-Gruppe“ der rumänischen Herkunft zuordnete. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Dem widersprechend stellte Damaris fest, dass sie in solchen Situationen eher eine Distanzierung wahrnehmen würde. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Die Zweisprachigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration ermöglichte ihnen oftmals über diese sozialen Grenzziehungen zu gehen. Wurden aber im Verlauf der Unterscheidung zwischen einer „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ weitere Faktoren in Form von beispielsweise „ausländische“ Namen entdeckt, so wurden diese Grenzen sichtbar und spürbar gemacht.

6.2.3. Strukturelle Dimension

Die strukturelle Dimension, laut Esser (2006: 8), beschreibt die Platzierung auf Positionen, wie etwa im Bildungssystem oder innerhalb des Arbeitsmarktes. Die Kulturelle und Soziale Dimension kann die Stellung innerhalb dieser Positionen bestimmen, vor allem als Teil des Humankapitals eines Akteurs.

Wie bereits in Kapitel 4. angesprochen, kann bei der zweiten Migrationsgeneration bemerkt werden, dass die Tendenz besteht bis zur höheren Ausbildung zu kommen, jedoch die

familiären Umstände der jeweiligen Personen im Vergleich zu der Bevölkerungsgruppe ohne Migrationsgeschichte beim Studieneintritt anders sind. Auch wird im direkten Vergleich dieser zwei Bevölkerungsgruppen ein Unterschied in der Arbeitssituation beobachtet werden. (Vgl. Crul/ Schneider 2009) Diese Unterschiede können verschiedenen Faktoren zugesprochen werden, unter anderem auch der Sprache. Genau zu bestimmen, wieso diese bestehen, ist jedoch aufgrund der Vielfältigkeit der Faktoren und deren Auswirkungen schwierig. Insofern bewahrheitet sich Essers Aussage, da er der strukturellen Dimension eben auch diese Faktoren zuspricht.

Die strukturelle Dimension wird den Interviewten nicht nur anhand der Sprache sichtbar gemacht. So fand Denis, dass Menschen mit Migrationsgeschichte trotz ihrer guten Ausbildung und vielleicht auch einen Deutschkurs auf C2-Niveau einen erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt haben. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Für Anna trifft Denis Aussage auch zu. Sie empfinde, dass sie sich für die gleiche Arbeit mehr beweisen müsste als andere ohne eine Migrationsgeschichte. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Diesbezüglich nimmt Timea eine sprachliche Barriere wahr, wenn einem Kind nur Rumänisch beigebracht wird, das Deutsche aber vernachlässigt wird. Wird diese Grenze nicht überschritten, so werden die Voraussetzungen für eine bessere Ausbildung nicht gelegt. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Anna führte hierbei an, dass eine Zweisprachigkeit wichtig für ihre Entwicklung war, da es ihr ermöglichte leichter weitere Sprachen zu lernen. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Andreas meint diesbezüglich die Türen wären für Menschen mit Migrationsgeschichte durchaus offen, wenn das Beste gegeben wird. (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

I. Politiken der Zugehörigkeit

In diesem Zusammenhang spricht Pfaff-Czarnecka (2012: 90f.) von Regimes der Zugehörigkeit. Als Regime wird hierbei die Definition von Stephen Krasner (1982: XX.; zit. nach Pfaff-Czarnecka 2012: 79) herangezogen, welches als implizite oder explizite Prinzipien, Normen und Regelungen, die die Wahrnehmungen und Erwartungen innerhalb der internationalen Beziehungen prägen und interpretieren. Menschen werden folglich durch unterschiedliche und vielfältige Regimes geformt. In den Bemühungen um eine Aufnahme in ein anderes Regime, stehen somit vor allem Migrierende unter einem großen Druck, da sie unter gewissen Umständen mehreren Regimes angehören. In einem Aufnahmeprozess wird von ihnen nicht nur erwartet die gültigen Ausweispapiere vorzuweisen, sondern die geltenden nationalen Werte und Normen anzuerkennen und zu erlernen. Sie müssen sich demnach den kulturellen Codes anpassen. Pfaff-Czarnecka benennt diesen Prozess die erste Konstellation

von Regimes der Zugehörigkeit. In dieser Hinsicht spielen Politiken der Zugehörigkeit (Vgl. Yuval-Davis 2006: 202ff.) eine wichtige Rolle, die zumal auf Identitätspolitik basieren, welche wiederum Essentialisierungen innehaben. In diesem Sinne wird anhand einer homogenen kollektiven Identität entschieden, wer dazu gehört und wer nicht. (Pfaff-Czarnecka 2012: 92)

Die Strukturelle Dimension nach Pfaff-Czarnecka wird folglich wesentlich durch Diskurse und Politiken der Zugehörigkeit beeinflusst. Nicht nur der familiäre, soziale oder ökonomische Hintergrund der Person mit Migrationsgeschichte spielen eine große Rolle im Aufnahmeprozess des Arbeitsmarktes oder des Schulwesens, sondern auch die unterschiedlichen politischen Gegebenheiten. Hierbei liegt die Betonung auf die Prozeduren, die eine Aufnahme und Weiterentwicklung ermöglichen oder erschweren. In Zusammenhang mit Sprache sind vor allem Politiken der Sprachbildung und Sprachzugehörigkeit von Relevanz. Für Österreich wären die von Pfaff-Czarnecka beschriebenen Regimes der Zugehörigkeit in der Sprache besonders bemerkbar. Deutschförderklassen und die Betonung der Deutschförderung zeigen einen wichtigen Punkt im Aufnahme- und Weiterbildungsprozess.

Diesbezüglich betonte beispielsweise der Interviewte Emanuel, dass er in einem Lebenslauf und einer Bewerbung seine Erstsprache Rumänisch nicht angibt, da er vorschnellen Beurteilungen in Zusammenhang mit dieser Sprache entgegenkommen will. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Demgegenüber erfüllte es den Teilnehmenden Sami mit Stolz, Rumänisch sprechen zu können; „..., *dass man dennoch ein Teil von dem ist, wo man herkommt. Das man halt immer noch die Sprache sprechen kann.*“ (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Dieses Gefühl wurde auch von Anna im zweiten Gruppeninterview geteilt. Wird eines der zwei Sprachen in einem fremden Kontext gesprochen, so erläutert sie, ist das für sie ein Faktor für ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Auch wenn sie sich im Urlaub grundsätzlich mehr darüber freut, wenn jemand Deutsch spricht, so empfinde sie das gleiche auch mit der rumänischen Sprache (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

II. Diskurse

Hall geht in diesem Zusammenhang von der Repräsentation als Machtspiel aus. Soziale Konventionen, die Repräsentation prägen, werden immer durch Machtverhältnisse geformt und wirken sich wesentlich auf Diskurse der Differenz aus. Regimes werden durch Wissen geprägt, welches als das „Wahre“ abgestempelt werden. (Hall 1997: 47f.) Macht wird hierbei nicht nur als physischer Zwang, sondern auch als symbolisch gesehen. Diesbezüglich wird durch die

Repräsentation einer Thematik oder Personengruppe auf eine gewisse Art die symbolische Macht etabliert. Hall stellt die Stereotypisierung als einen wichtigen Faktor in diesem Prozess dar. Anhand Edward Saids „Orientalismus“ erläutert er diese Handlungen näher. Orientalismus war der gängige Diskurs, durch den europäische Staaten den Orient politisch, sozial, ökonomisch oder ideologisch konstruierten. Innerhalb dieses Regimes wurde dieser Diskurs dazu verwendet zwischen der „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ zu unterscheiden und somit eine Überlegenheit der „Wir-Gruppe“ zu etablieren. (ebd. 259) Die Stereotypisierung ist somit ein essentialistischer, naturalisierender Diskurs, durch welche gewisse Gruppen auf wenige Charakteristiken herunter reduziert werden. (ebd. 257) Diese Art der Repräsentation bestimmt den exklusiven oder inklusiven Zugang zur Aufnahmegesellschaft und folglich auch des Arbeitsmarktes. Um auf Essers Ansatz zurückzukommen, wird eine sprachliche Integration dann möglich, wenn die subjektiven Lebenskontexte der Person eine Bilingualität fördern. Zugehörigkeit in der strukturellen Dimension hängt demzufolge stark von den gängigen Diskursen ab. Diese können je nach Politiken der Zugehörigkeit Stereotypisierungen unterschiedlich beeinflussen.

Stereotypisierungen wurden auch von den Teilnehmenden wahrgenommen, nicht nur in Bezug auf das Herkunftsland ihrer Eltern, sondern auch bezüglich der rumänischen Sprache: *„...Rumänisch ist jetzt nicht unbedingt die Sprache, auf die man stolz sein sollte in Europa.“* (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Im zweiten Gruppeninterview wurde dies ebenfalls kurz aufgegriffen. Damaris behauptete: *„..., weil ich weiß, dass sie [RumänInnen] in Österreich nicht den besten Ruf haben.“* (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Diese Aussagen wurden von mehreren Personen des ersten und des zweiten Gruppeninterviews bejaht. Hierbei kam zur Rede, dass Personen, die aus Rumänien kommen oder eine rumänische Migrationsgeschichte haben, kein gutes Bild in Österreich haben. Positive Merkmale über Rumänien wurde den Interviewten nicht oft vorgehalten. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Diese negative Darstellung von oben herab erfuhren einige der Befragten vor allem durch den Medienkonsum. Andreas spricht folglich nicht von einer persönlichen Stereotypisierung, jedoch bemerkte er diese vor allem bei schlechteren Leistungen seiner SportkollegInnen. Persönlich erlebte er es im Kontext der wirtschaftlichen Arbeitswelt; *„und man mitbekommt, dass man Rumäne ist, dann werden sicher doppelt und dreifach bestimmte Dinge noch einmal beachtet und geschaut, weil es ja das Stigma gibt...“* (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Patrick spricht in diesem Zusammenhang auch von einem Bild, welches stark von den Medien geprägt wird. Seiner Meinung nach wird das öffentliche Bild der rumänischen Einwanderungsgesellschaft oftmals negativ in den Medien dargestellt. (2.

Gruppeninterview, 2021, Wien) Dem entgegnete Damaris, dass es für sie persönlich nicht so sei, jedoch negative Darstellungen eher auf subjektiver Ebene durch „Mundpropaganda“ empfunden wurden. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

III. Stigma

Politiken der Zugehörigkeit und Diskurse schaffen nicht nur Stereotypisierungen und Differenzen, sondern auch Stigma. Die Befragten konnten des Öfteren in unterschiedlichen Bereichen ihres Lebens Stigma erleben. Diese analytische Kategorie zeigte sich als erforderlich, da viele der Interviewten von Stigma in einem anderen als den von Hall beschriebenen Kontext der Diskurse sprachen. So bezogen sie sich hierbei vor allem auf Alltagssituationen durch Einzelpersonen. Diesbezüglich können die von der Makro-Ebene einwirkenden Stereotypisierungen, von welchen auch Hall spricht, beobachtet werden, jedoch werden diese von den Befragten nicht so direkt wahrgenommen. Im ersten Gruppeninterview wurde bei der Thematik der Sprachnutzung in der Öffentlichkeit deutlich, dass die Verwendung der rumänischen Sprache tendenziell von der interviewten Person als stigmatisierend wirken kann. (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Ruben antwortete in diesem Zusammenhang, dass für ihn die Sprache keinen Unterschied macht, die Herkunft seiner Eltern allerdings schon. Er wurde aufgrund dessen in der Schule mehrmals stigmatisiert und zum Teil diskriminiert. Er erklärt sich das, insofern er der einzige in seiner Klasse mit einer Migrationsgeschichte war. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) In diesem Zusammenhang erzählte auch Damaris, wie sie aufgrund leichter Aussprachfehler in ihrer Kindheit von ihrer Lehrerin und ihren MitschülerInnen des Öfteren gehänselt wurde, sie solle doch Deutsch lernen. Sie erklärte sich das dementsprechend, da sie zwischen den einzigen SchülerInnen in ihrer Klasse war, die eine Migrationsgeschichte hatte. Sie erzählte weiterhin, dass ihr auch wegen ihres Namens Menschen oftmals mit Vorsicht begegnen, da sich ihr gegenüber nicht immer sicher sei, ob sie überhaupt Deutsch sprechen könne. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Diesem Erlebnis konnten die meisten Befragten des zweiten Gruppeninterviews zustimmend weitere Ereignisse beisteuern. So erzählte Denis, dass er aufgrund seines Nachnamens oftmals mit Menschen bosnischer oder serbischer Herkunft assoziiert wird und deshalb häufig gefragt wird, ob er Deutsch spreche: „...*daraufhin sagte ich, dass dies mein Nachname sei und bekam die Antwort, dass es ja ein ausländischer Name sei*“. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Die befragten Personen stimmten auch überein, dass ein akzentfreies Deutsch für sie sehr wichtig sei, da sie ansonsten mit Stigma begegnet werden und deren Fähigkeiten gemindert werden. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

6.2.4. Emotionale Dimension

I. Identifikation

Die emotionale Dimension verläuft laut Esser entlang der Identifikation. Sprache kann in diesem Zusammenhang ausschlaggebend für die emotionale Identifikation sein. (Esser 2006: 8) Esser definiert hierbei aber nicht wie er Identifikation versteht. Durch die Betonung auf emotionale Identifikation lässt sich verstehen, dass die persönliche subjektive Orientierung zu einer Gruppierung gemeint ist.

Im Allgemeinen kann bei Hall die Identifikation als Kritik zu den Identitätsdiskursen verstanden werden. Die Naturalisierung der Identität ist für Hall nicht gegeben. Vielmehr lässt sich Identität als einen sich ständig wandelnden Prozess beschreiben. Individuen können auf unterschiedliche symbolische Ressourcen sozial und kulturell zurückgreifen und sind nicht nur in der Vergangenheit verortet. Kulturelle Identität nach Hall ist demzufolge eine Erzählung, eine Art der Repräsentation, durch die sich Individuen selbst beschreiben und konstituieren. Identifikation ist demnach nicht nur auf das Prinzip der Ähnlichkeit oder Gleichheit festgeschrieben, in der sich "Gleichgesinnte" als eine Gruppe identifizieren, sondern vielmehr eine Positionierung zwischen Identität und Differenz (Vgl. Kapitel 2.1.). Diese Grenzziehungen sind somit symbolischer Natur und werfen folglich die Frage nach den symbolischen Machtstrukturen/- verhältnissen auf. (Krönert/ Hepp: 2015: 267f.)

In diesem Zusammenhang ist die Selbstwahrnehmung der Interviewten zwischen Identität und Differenz von Relevanz. Damaris schildert ihre Selbstwahrnehmung wie folgt: „...*also ich identifiziere mich teilweise mit der deutschen Sprache mehr als mit der rumänischen..., dadurch dass ich die österreichische Kultur kennengelernt habe, in die Schule gegangen bin, also ich hab halt die Traditionen Österreichs sozusagen automatisch mit der Sprache aufgenommen.*“ (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Anna begründet ihre Selbstwahrnehmung ähnlich wie auch Damaris, nur hat Sprache bei ihr nicht einen so hohen Stellenwert, sondern mehr das Umfeld in welchem die Erziehung und Ausbildung stattfindet. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Ruben, einer der älteren Befragten, erzählt, dass er im jungen Alter oft über Kultur und Identität nachdachte. Hierbei wurde im Bewusst, dass er zwischen zwei Welten lebte. Damals wuchs er ohne eine gleichaltrige rumänische Migrationsgeneration auf, wodurch in seinem Umfeld, das Rumänische von den Eltern und dem religiösen Kontext weitergegeben und das Österreichische als eine von diesem Kontext getrennte Welt wahrgenommen wurde.

(1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Dieses Gefühl wurde von mehreren Personen empfunden, als ein Leben zwischen zwei Welten, die von Differenzen geprägt waren.

II. Zugehörigkeitsgefühl

Pfaff-Czarnecka geht in dieser Hinsicht der Zugehörigkeit auf die biographische Navigation ein. Wie auch Hall betont Pfaff-Czarnecka den Prozess der Zugehörigkeit als wandelbar und sich den Lebensumständen anpassend. Es ist kein unveränderbarer Prozess der natürlich vorkommt. Vielmehr werden durch die persönliche Lebensnavigation mehr oder weniger bewusste Entscheidungen zur Bildung des Selbst und der Selbstwahrnehmung getroffen. Diese Entscheidungen beeinflussen auch die Beziehungen zu unterschiedlichen Gruppen. Der Zugang zu einer Gruppe kann durch die verschiedenen Zugehörigkeiten erschwert oder erleichtert werden. Diese unterschiedlichen Dimensionen der Zugehörigkeit werden miteinander verglichen. Das Individuum wägt die Entscheidung ab, inwiefern sich die Schwierigkeiten des Eintritts in eine neue kollektive Gruppe lohnen. Pfaff-Czarnecka beschreibt diesen als einen internen Prozess der Grenzüberschreitung (Pfaff-Czarnecka 2013: 22f.) Diese Navigation lässt ein Zugehörigkeitsgefühl für die individuelle Person entstehen, die sich in den Gemeinsamkeiten, Gegenseitigkeit und Attachements zeigt. In Bezug auf diese Masterarbeit sind somit die subjektiven Wahrnehmungen dieser Grenzüberschreitungen relevant. Gemeint ist, welche bewusste oder unbewusste Entscheidungen mussten getroffen wurden, damit ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen konnte und inwiefern stellt Sprache eine Grenzüberschreitung dar.

Dieses Zugehörigkeitsgefühl – als Kostenkalkulierung der Grenzüberschreitung zur anderen Gruppe – wird an einigen Stellen auch von den Interviewten hervorgehoben. So hat ein Interviewter in seiner persönlichen Zuordnung zu einem Land festgestellt: *„Österreich ist mein Land...Österreich hat mir die Möglichkeit gegeben mich zu fördern, und, dass ich Österreich repräsentieren darf als Einwandererkind mit einer Behinderung...“* (Andreas; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Er erwähnt des Weiteren das die Vorbildfunktion im Sport, die er als *„Einwanderkind“* in Österreich nachkommen kann, ihn mit Stolz erfüllt, da er zeigen kann, dass durch eine *„gute Integration“* um dem Erlernen der Sprache vieles erreicht werden kann. (Andreas; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Diese von Pfaff-Czarnecka beschriebenen Grenzüberschreitungen sind für viele der Befragten noch ziemlich greifbar. In diesem Sinne beschreiben einige der Befragten diese Grenzüberschreitung in erster Linie durch das Erlernen der Sprache. Beherrscht man eine Sprache nicht, so kann die Kommunikation mit den anderen erschwert oder überhaupt nicht erfolgen. Folglich sind beispielsweise für Anna

ihre kulturellen Grenzen durch den Erwerb der Muttersprachen gekennzeichnet. Durch Deutsch und Rumänisch fühlt sie sich auch Rumänien und Österreich zugehörig, wobei nicht beide auf gleicher Weise wahrgenommen werden. Sie ordnet ihre Zugehörigkeit eher Österreich zu: *„...also meine Intuition oder allgemein alles was ich bin, sagt mir ich bin eigentlich Österreicherin. Ich habe eigentlich alles hier gelernt, habe mein Leben hier aufgebaut.“* (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In diesem Zusammenhang erweiterte sich die Diskussion um die Frage inwiefern Sprache für ein Zugehörigkeitsgefühl eine Rolle spielen würde. Damaris argumentierte, dass es für sie nicht so wichtig wäre die Sprache sprechen zu können, sondern dies viel mehr von den Menschen um sie herum abhängen würde. Sie erläuterte dies anhand des Beispiels ihrer Eltern: *„Unsere Eltern haben es uns ja auch gezeigt, die haben ja auch kein Deutsch sprechen können und sie haben Deutsch gelernt. Nicht weil sie Deutsch gelernt haben, haben sie sich zuhause gefühlt, sondern weil sie ihr Leben hier aufgebaut haben.“* (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Die Interviewte Lea erklärt, dass sie eher zu einer der beiden Kulturen tendiert, wobei die Österreichische wesentlicher dominiert. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

III. Emotionale Zuordnung

Im Verlauf der Analyse wurde ein unterschiedlicher Wortgebrauch der interviewten Personen, vor allem zur Betonung einer „Wir-Gruppe“ und die „Anderen“, einer Inklusion und Exklusion bemerkbar. Im Unterschied zu der Kategorie der sozialen Grenzziehungen – die meisten von außen gezogen werden und bereits etabliert sind – ging es hierbei um die Verwendung gewisser Begrifflichkeiten, die je nach Kontext der Erzählung unterschiedliche Punkte hervorheben sollten. Aus der Not diese zu kategorisieren, entstand im Auswertungsprozess eine analytische Kategorie, die zugleich auch eine natürliche ist. Mit emotionaler Zuordnung wird in diesem Zusammenhang die subjektive Wahrnehmung der Interviewten in Bezug auf Exklusion und Inklusion gemeint. Hierbei fielen folgende Begriffe vor allem auf: „Österreicher“; „Österreicherin“; „Rumäne“; „Rumänin“; „Ausländer“; „Ausländerin“; „rumänisch“; „österreichisch“. Im Gespräch zur Thematik des Zugehörigkeitsgefühls stellte ein Teilnehmer der Lea die Frage, ob sie sich überhaupt als Rumänin sehen würde. Im späteren Gespräch erzählte sie von einem Erlebnis, welches ihr den Unterschied zwischen ihr und den anderen SchülerInnen in ihrer Klasse vor den Augen hielt. Hierbei betonte sie: *„... weil ich nicht Österreicherin war.“* (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Unter dies wurde diskutiert, ob die Teilnehmenden sich als „Ausländer“ oder „Rumänen“ wahrnehmen würden und während die meisten dies verneinten, wurde dieser Begriff als Selbstbeschreibung aufgegriffen. Dieser wurde vor allem in der Betonung der „Wir-Gruppe“ und die „Anderen“

herbeigeführt. Häufig ging es darum sprachliche Differenzen hervorzuheben: „...*ich weiß ich bin selbst Rumänin*“ (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien). Timea beschreibt dies folgendermaßen: „*Manchmal fragen mich Menschen, ja was habe ich für eine Muttersprache oder von wo komme ich, einfach nur wegen meinem Namen und da sage ich schon ich bin Rumänin.*“ (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Werden sie direkt auf ihr „Herkunftsland“ angesprochen, so antworten die meisten mit dem Herkunftsland ihrer Eltern. Wird ihnen aber die Möglichkeit gegeben sich selbst einzuordnen, antworten sie, sie seien „Österreicher“ oder „*österreichische StaatsbürgerIn*“. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Diese Begrifflichkeit benutzen die Interviewten aber auch des Öfteren um die Bevölkerungsgruppe ohne Migrationsgeschichte zu beschreiben und somit eine Differenz zur eigenen Zuordnung zu schaffen: „...*kann sich Österreicher gegenüber immer...*“ (Anna, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) oder „*meine österreichischen Freunde*“ (Denis, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In einer Diskussion um die unterschiedliche Benützung der Begrifflichkeiten meinten die meisten Interviewten der zweiten Gruppendiskussion, dass sie sich deshalb von der „Wir-Gruppe“ des Aufnahmelandes differenzieren, da sie eine Migrationsgeschichte haben. Diese Differenzierung wird aber ihrer Ansicht nach nicht von ihnen selbst geprägt, sondern mehr von der Bevölkerung ohne Migrationsgeschichte: „...*, sondern die Menschen, die uns begegnen, die haben uns sofort in eine Kategorie gesteckt und wir wissen halt wir werden von deren Perspektive aus nie Österreicher sein*“ (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

7. Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit

Diese Masterarbeit setzte ihren Fokus auf die Zugehörigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration durch deren Zweisprachigkeit. Demzufolge wurden qualitative Interviews durchgeführt und anhand der qualitativen Inhaltsanalyse auf mögliche Diskussionsergebnisse analysiert. Im vorherigen Kapitel wurden diese genauer beschrieben und die unterschiedlichen Kategorien, die für eine Beantwortung der Forschungsfrage notwendig waren mit den jeweiligen Interviewstellen aufgestellt. Folglich galt es in diesem Kapitel tiefer auf die Beantwortung der Hilfsfragen einzugehen.

In diesem Kapitel wurde somit zunächst auf die unterschiedliche Sprachverwendung der zweiten rumänischen Migrationsgeneration und welche Auswirkungen diese auf ihre Wahrnehmung hat, präsentiert. Anschließend wurde auf die unterschiedlichen Kommunikationsbarrieren zwischen den sozialen Grenzziehungen eingegangen und dann auf den Aspekt der vermischten Anwendung beider Sprachen. Schlussendlich wirft die Thematik der Muttersprache eine bedeutende Verbindung zwischen Zugehörigkeit und Zweisprachigkeit auf, die ein anderes Bild auf das vermeintliche Leben zwischen zwei Welten aufwirft.

7.1. Differenz im Sprachgebrauch der zwei Sprachen

Im ersten Kapitel wurde festgestellt, dass zur Beantwortung der Forschungsfrage bestimmt werden müsste, wie die zweite rumänische Migrationsgeneration die zwei Sprachen Rumänisch und Deutsch verwenden, in welchem Kontext es zu einem Wechsel zwischen diesen kommt und inwiefern eine Sprache bevorzugt wird. Hieraus resultierte die erste Nebenfrage: Wann werden die respektiven Sprachen, in welchem Kontext und mit welchen Emotionen, verwendet?

Aus den Interviews kam heraus, dass beide Sprachen in einem sehr jungen Alter gelernt wurden. Hierbei hatten alle Interviewten vor ihrem vierten Lebensjahr bereits regelmäßig Kontakt zur deutschen Sprache. Während die rumänische Sprache hauptsächlich durch die Eltern weitergegeben wurde, wurde Deutsch vorwiegend im schulischen Umfeld gelernt und literarisiert. Mit der rumänischen Grammatik setzten sich die meisten nicht direkt auseinander. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Aus Essers Sicht ist somit diese kulturelle Dimension im Weiteren schulischen und beruflichen Aufstieg ausschlaggebend. Diese Sprachfertigkeiten prägen die soziale Integration und können sich dementsprechend auf die emotionale Dimension auswirken. (Esser 2006:11f.) Rudolf de Cillia argumentierte in diesem Zusammenhang, dass

die Erstsprache – in diesem Fall Rumänisch – beim Kindergarteneintrittsalter bereits ausreichend beherrscht wird, damit eine weitere Ausbildung ermöglicht wird. Die zweite Sprache – Deutsch – wird folglich als Umgebungssprache wahrgenommen. (De Cillia 2011: 1f.) Hierzu wurde beispielsweise von Sami im ersten Gruppeninterview erwähnt: „...,weil das [Rumänisch] habe ich Zuhause gelernt...Deutsch habe ich dann schon eher in der Schule, im Kindergarten so gelernt“ (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Die Erstsozialisierung der meisten Befragten erfolgte demzufolge auf Rumänisch, wobei der Erstkontakt zur deutschen Sprache im Kindergartenalter bei allen Beteiligten erfolgte. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

Ein weiterer nennenswerter Aspekt des unterschiedlichen Sprachgebrauchs ist die Anpassung der Sprachen an die jeweiligen Menschen oder Situationen. Mit den Eltern wird überwiegend Rumänisch oder eine Mischung aus beiden Sprachen gesprochen, wobei je nach Thematik eine Sprache eher bevorzugt wird. Rumänisch wird sonst nur in einem rumänisch-sprechenden Kontext verwendet, also wenn sie mit Personen reden, die kein Deutsch können oder in Rumänien sind. Deutsch wird jedoch im Alltag von den meisten Befragten bevorzugt. Hierbei lässt sich ein Unterschied zwischen den unterschiedlichen Altersgruppen bemerken. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Die zwei interviewten Personen, die über 33 Jahre alt sind, wurden im Vergleich zu den anderen Befragten anders sozialisiert, da sie nicht mit vielen gleichaltrigen der zweiten Generation aufgewachsen sind. Die zwei Sprachen werden dementsprechend nicht so sehr gemischt und kohärenter beziehungsweise durchgängiger benutzt. (Ruben, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; Denis, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Die jüngere Generation, vor allem die unter 20-jährigen, haben laut eigener Aussage eine schwierigere Zeit eine Sprache durchgängig zu benutzen, wenn sie es nicht müssen. (Sami, Lea, Lara, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; Anna, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien;)

Somit ergab sich auch im emotionalen Gebrauch eine Variation, die nicht immer ganz klar zu fassen ist. Im zweiten Gruppeninterview wurde darüber geredet, dass sich Rumänisch eher eignet seinen Frust und Wut auszudrücken, da es „*ernstzunehmender*“ wirkt, wobei dies vor allem mit den Belehrungen der Eltern in Zusammenhang gebracht wurde. (Damaris, Denis 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Im ersten Gruppeninterview wurde im Gegensatz dazu darüber diskutiert, dass zwischen Deutsch und Rumänisch eine unterschiedliche Kälte und Wärme

wahrgenommen wird, wobei letztere mehr mit Rumänisch assoziiert wird. (Ruben, Emanuel, Gina 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Die Repräsentation, wie von Hall beschrieben als bedeutungsschaffende Codes, könnte nun anhand dieser Meinungen der zweiten Generation deutlicher hervorgebracht werden. Diese zwei Sprachen schaffen für die Befragten eine differenzierte Bedeutung und folglich Verwendung.

7.2. Kommunikationsbarrieren durch soziale Grenzziehungen

Wie im vorherigen Unterkapitel zu sehen war, werden die zwei Sprachen unterschiedlich gebraucht und angewendet. Dieser Sprachgebrauch wirkte sich dementsprechend auch auf die Sprachanwendung aus. In ihren alltäglichen Kommunikation- und Interaktionsmuster wurden die zwei Sprachen unterschiedlich angewendet, um sozialen Grenzziehungen entgegenzukommen oder selbst Grenzen ziehen zu können. Folglich wurde in diesem Kapitel die zweite Hilfsfrage beantwortet: Inwiefern können durch Zweisprachigkeit soziale Grenzziehungen entstehen oder überschritten werden?

Pfaff-Czarnecka argumentiert in ihrer theoretischen Ausarbeitung, dass für eine Zugehörigkeit Gegenseitigkeit wesentlich ist. Gegenseitigkeit wird in diesem Kontext als ein kollektives Wissen über alltägliche Kommunikations- und Interaktionsmuster, die innerhalb einer Gruppierung immer anders zu verstehen sind. Diese Muster können in erster Linie Sprachfertigkeiten sein, jedoch weitaus mehr inkludieren. Sie haben den Sinn und Zweck eine stärkere Anbindung zu schaffen, woraus Engagement etabliert werden kann. Die Autorin beschreibt dies folglich als ein Gefühl von sein Zuhause finden, sich vertraut in einer gewohnten Umgebung zu fühlen. (Pfaff-Czarnecka 2012: 12ff.) In Bezug auf die Zweisprachigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration wurde von einigen Befragten erwähnt, dass die Benutzung der rumänischen Sprache für sie eine Verbundenheit zum Herkunftsland ihrer Eltern darstelle, ohne die eine Kommunikation mit den dort verbliebenen engen Verwandten nicht möglich wäre. Diese Sprache sollte auf jeden Fall auch weiter an ihre Kinder und der nächsten Generation gegeben werden, da sich in ihr nicht nur die kulturellen Schätze des rumänischen Herkunftslandes befinden, sondern auch durchaus einen praktischen Nutzen zur Weiterbildung und Entwicklung hat. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Diese Verbundenheit zur rumänischen Sprache lässt für die Interviewten jedoch noch kein Gefühl eines Zuhauses entstehen. Diesbezüglich argumentieren die meisten Befragten in Österreich ihre Heimat gefunden zu haben. Dies hängt aber nicht nur mit der Sprache zusammen, sondern geht weit darüber hinaus, indem die subjektiven sozialen Beziehungen geschaffen und erhalten werden.

Sprache spielt für die Befragten in diesem Sinne eine Rolle der Etablierung dieser Beziehungen. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Wie auch Esser argumentiert, wird die soziale Dimension eben aus diesen beschriebenen Faktoren gebildet (Vgl Esser 2006: 8)

Die Suche nach dem Vertrauten und dem Dauerhaften wird aber, so Pfaff-Czarnecka, des Öfteren durch unterschiedliche Gruppierungen begrenzt. In diesem Zusammenhang entwickeln sich soziale Grenzen, die es durch verschiedene Aufnahmearten zu überschreiten gilt. Diese können in unterschiedlichster Form variieren und schaffen somit Formen der Inklusion und Exklusion (Pfaff-Czarnecka 2012: 8ff.) Für die Interviewten äußerten sich diese Grenzen vor allem in der Unterscheidung zwischen einer „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ – wobei diese je nach Kontext der Erzählung eine andere sein können. Für die meisten Interviewten zeigten sich diese Grenzen vor allem in wiederholten Fragen, woher man selbst komme oder woher doch die Eltern kommen würde. Wurde hier von den Befragten „aus „Österreich““ geantwortet, so schien das die meisten nicht zufrieden zu stellen, da weitere Fragen zur Herkunft gestellt wurden. In diesem Kontext wurde oft auch geschockt reagiert, wie gut doch Deutsch von der Interviewten gesprochen werden würde. (Damaris, Timea, Denis, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

Diese sozialen Grenzziehungen werden durch Stereotypisierungen (Hall 1997: 257) verstärkt. Diese Stereotypisierungen äußern sich bei einigen in Bezug auf die rumänische Sprache. In diesem Kontext wurde nicht immer Rumänisch gesprochen oder im Lebenslauf angegeben, da sich die Befragten keiner Verminderung ihrer Fähigkeiten aussetzen wollen. Demzufolge meinten die interviewten Personen, Menschen mit einer rumänischen Migrationsgeschichte hätten keinen guten Ruf in Österreich, wodurch sie sich des Öfteren mehr beweisen mussten als andere Menschen in ihrem Umfeld. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Wie auch in Kapitel 3.4. angeführt, werden in Österreich Diskurse der Sprachpolitik stark von Verallgemeinerungen einer Zugehörigkeit zu einer Ethnizität geprägt, die sich auf sozioökonomischen Faktoren beziehen. (Verwiebe et al. 2015: 92) Diesbezüglich erklärten einige der Interviewten Personen, dass viele der erlebten Stereotypisierungen und Stigmatisierungen damit zusammenhängen würden, da Rumänien als ehemaliger Ostblockstaat nicht die gleiche Anerkennung wie beispielsweise ein Nationalstaat Schweden haben würde. Somit wäre es umso wichtig ein möglichst akzent- und fehlerfreies Deutsch zu sprechen. (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Durch diese

Stereotypisierungen, die von unterschiedlichen machtpolitischen Diskursen geprägt sind, empfanden viele der Befragten eine Stigmatisierung. Wie auch in der analytischen Kategorie Stigma (Vgl. Kapitel 6.2.3.) beschrieben wurde, erzählten einige Personen von Situationen, in welchen sie direkt wegen der rumänischen Sprache oder ihrer Zweisprachigkeit stigmatisiert wurden und mit Vorsicht begegnet wurden. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

Diese oben erwähnten Faktoren führten zu einer emotionalen Zuordnung der individuellen Personen, durch welche die Interviewten ihrer Welt selbst Sinn geben und sie somit nach Gruppierungen kategorisieren. Die Analyse dieser Kategorie ergab, dass ähnliche Begriffe verwendet wurden um Distanz und Nähe, Inklusion und Exklusion beschreibend darzustellen. Die interviewten Personen ordneten sich hierbei selbst oder andere Menschen unterschiedlichen Gruppierungen zu. So wurde der Begriff „Österreicher“ sowohl zur eigenen Beschreibung als auch zur Beschreibung der „Wir-Gruppe“ verwendet. Ein weiterer Aspekt dieser Kategorie war, dass in diesem Beispiel die selbstzuschreibende Zugehörigkeit zu der österreichischen Bevölkerung meistens in einem anderen Kontext beschrieben wurde als die Betonung der Differenz zu einer „Wir-Gruppe“. Letzteres wurde oftmals von den Interviewten dann verwendet, wenn es um nachteilige Darstellungen der Menschen mit Migrationsgeschichte, Stereotypisierungen oder Stigma handelte. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Die selbstwahrgenommene Zugehörigkeit wurde dann verwendet, wenn es darum ging eine Grenze zu aus Rumänien stammenden Personen zu schaffen: *„Ich bin Österreicher, ich kann nicht sagen ich bin Rumäne“* (Patrick, Gruppeninterview, 2021, Wien) *„Am Papier ist man Österreicher“* (Emanuel, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

7.3. Gemeinsame Kommunikations- und Interaktionsmuster der zweiten Generation

Aus den oben erwähnten Unterkapitel wurde deutlich, dass die Zweisprachigkeit nicht nur unterschiedlich gebraucht und angewendet wird, sondern auch Grenzen schaffen oder abbauen kann. Gegenseitigkeit und Stereotypisierung wurden von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration oftmals zeitgleich und überschneidend erfahren. Da Zweisprachigkeit sehr facettenreich ist und immer subjektiv wahrgenommen wird, wurde in diesem Unterkapitel auf die subjektive Wahrnehmung der Befragten eingegangen. Diesbezüglich stellte folgende Hilfsfrage den Rahmen her: Wie wird Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration wahrgenommen?

Da schon ausreichend einige Facetten der Zweisprachigkeit präsentiert wurden, soll hierbei vor allem auf einen Aspekt eingegangen werden, und zwar auf die gemeinsamen Interaktions- und Kommunikationsmuster der zweiten rumänischen Migrationsgeneration. In diesem Zusammenhang wurde im Verlauf der Auswertung immer wieder ein solches Muster betont: der „*Mischmasch*“. Unter diesem selbstbenannten Begriff verstehen die Interviewten eine Mischung der zwei Sprachen. Hierbei wurden nicht so sehr rumänische Vokabeln mit deutschen vermischt, sondern die Sprachen im Satz des Öfteren gewechselt werden: „*Unter dem Motto: Hai sa mergem la Billa sa [Übersetzung: Gehen wir zum Billa] einkaufen ein paar Birnen für den Kuchen maine [Übersetzung: morgen]*“. (Denis, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) In diesem Kontext erzählte eine Interviewte: „*und ab und zu vermischt man die Wörter, weil wenn dir jetzt schnell ein Wort nicht auf Deutsch einfällt, dann sagst du es halt auf Rumänisch*“ (Lea, 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge). Lara erklärte auch, dass sie die Sprachen vermischen würde, sobald sie mit einer Person sprechen würde, die beide Sprachen versteht. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Für Andreas fand dieser „*Mischmasch*“ nur im Austausch mit seinen Eltern statt. Je nachdem mit welcher Generation er kommunizierte, versuchte er entweder nur eine Sprache zu verwenden oder vermischte diese, wenn die gegenüberstehende Person diese verstehen konnte. (Leitfadeninterview, 2021, Wien – Online) Denis erzählt in diesem Zusammenhang, dass er es auch nicht mehr wirklich merken würde, wenn er die zwei Sprachen vermischen würde. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien)

Hall spricht in diesem Zusammenhang von hybriden Mischungen unterschiedlicher Arten der Kommunikation der Diaspora. Im Verlauf unterschiedlicher Aufnahme- und Integrationsprozesse müssen Migrierende sich nicht nur auf zwei unterschiedlichen Sprachen einstellen, sondern zwischen der Kultur des Auswanderungs- und des Einwanderungslandes übersetzen müssen. Folglich entstehen neue Muster der Kommunikation, die nicht mehr nur auf eine Narrative der Identität bezogen werden. (Hall 2018: 29ff.) Wie auch von Filipovć (2019:143f.) argumentiert, können sich sogenannte „*shared patterns*“ der Kommunikation entwickeln, die von den Menschen der zwei Sprachen untereinander verwendet werden. Die Sprachwissenschaft erforscht unter dem Begriff des Code-Switching das Phänomen des scheinbar automatischen Sprachenwechsels in einem Gespräch oder Satz (Vgl Müller 2017: 7ff.) und wurde in dieser Arbeit von den Befragten als „*Mischmasch*“ wahrgenommen, welches von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in unterschiedlichen Situationen und mit verschiedenen Menschen, die beide Sprachen verstehen, verwenden. Dieses Code-Switching wird oftmals von Stereotypisierungen begleitet, es würden die Sprachen nicht ausreichend beherrscht, weswegen es zu diesem Wechsel kommen würde. (Müller 2017: 7ff.) In der

Auseinandersetzung zu diesem Thema wird oftmals ersichtlich, dass dies nicht der Fall sei. Zweisprachigkeit selbst wurde vor allem in einem Kontext des „Mischmasch“ von den Befragten wahrgenommen, da sie diese Kommunikationsmuster bedienen können, wenn ihnen die Vokabeln in einer Sprache nicht einfallen, sie sich wohler damit fühlen oder eine flüssige Kommunikation durch diesen Gebrauch gewährleistet werden soll.

7.4. Ein Leben zwischen zwei Welten: Das Dilemma der zwei Muttersprachen

Aus dem vorangehenden Unterkapitel konnte gesehen werden, dass die Zweisprachigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration unterschiedlich gebraucht und angewendet wird. Dieser Sprachgebrauch wird auch von Problematiken der Stereotypisierung und Stigmatisierung begleitet. Diese können soziale Grenzziehungen schaffen, die entweder überschritten werden oder nicht. Werden Gegenseitigkeit gefunden, besteht eine erstmalige Basis für Gemeinsamkeiten. In diesem Kapitel wurde nun auf diese Gemeinsamkeiten eingegangen, die für die Interviewten relevant für eine Zugehörigkeit zu einer oder mehreren Gruppierungen waren. In diesem Zusammenhang waren Differenzierungen, die von der zweiten Generation wahrgenommen und selbst aufgebaut wurden, für ein Zugehörigkeitsgefühl relevant. Aus diesem Grund stellt sich hier die Frage, inwiefern Gemeinsamkeiten und Differenzen durch Sprache für die Befragten gebildet werden.

Yuval-Davis beschreibt in ihrer Auslegung von Identitäts-Narrativen die Selbstzuschreibung eines Individuums in unterschiedlichen Gruppierungen. Hierbei legt sie den Schwerpunkt auf eine Konstruktion unterschiedlicher Zugehörigkeiten, die sich in einem ständigen Wandel wiederfinden. Zugehörigkeit hängt somit nicht nur von gesellschaftlichen Positionierungen, Verbundenheit und Identifizierung ab, sondern auch mit den unterschiedlichen Weisen, wie diese beurteilt werden zusammen. (Yuval-Davis 2006: 202ff.) Ihre Auffassung bemüht sich demnach vor allem um die Betonung der Politik der Zugehörigkeit, in der bestimmt wird, wer zu einer Gruppe gehört und wer nicht. In diesem Zusammenhang geht Pfaff-Czarnecka auf die zugehörigkeitsbildenden Gemeinsamkeiten einer Gruppe ein. Gemeinsamkeiten werden nach Pfaff-Czarnecka durch ein kollektives Wissen weitergegeben, das eine Verbundenheit schafft. Wie bereits in Kapitel 7.3. beschrieben, wird durch eine Gegenseitigkeit der gesprochenen rumänischen Sprache ein Teil der Interviewten hervorgehoben und beibehalten, der Verbundenheit zu dem Herkunftsland ihrer Eltern schafft. Diese Gegenseitigkeit wird durch das Einverständnis über gewisse Verhaltensregel des kollektiven Wissens – Gemeinsamkeiten eines kulturellen Nenners – zu einem Zugehörigkeitsgefühl. Das Teilen gemeinsamer Erfahrungen schafft somit Verbundenheit. (Pfaff-Czarnecka 2012: 31) Die Interviewten

beschrieben Gemeinsamkeiten auf unterschiedlichster Weise. Sprache schien in den meisten Beispielen relevant zu sein, jedoch war das für viele nicht der einzige oder größte ausschlaggebende Faktor, um Gemeinsamkeiten zu finden. Durch die Etablierung der Eltern in Österreich wurden sie mit den österreichischen Traditionen und Bräuchen konfrontiert und fühlen sich diesem eher verbunden. Die Verbundenheit zu Rumänien wird auch durch Sprache geschaffen, da ansonsten eine Kommunikation zu den dort verbliebenen Verwandten und Freunden nicht möglich wäre. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online)

Folglich sind Gemeinsamkeiten wichtig, um eine Zugehörigkeit zu etablieren, jedoch wird von den Befragten Zugehörigkeit oft nicht nur im Kontext von Gemeinsamkeiten beschrieben, sondern auch durch Differenzen zwischen unterschiedlichen Gruppierungen. Differenzen wurden in dieser Masterarbeit als historische Erzählweisen definiert, die eine kollektive Kultur vor allem in der Diaspora bilden können. Diese Erzählweisen werden von verschiedenen Machtstrukturen geprägt und geformt und schaffen eine „imagined culture“. Innerhalb dieser Kultur kann sich ein Zusammenhaltsgefühl bilden. (Hall 2018: 28ff.) So konnten die befragten Personen immer wieder eine Differenz zwischen den zwei gesprochenen Sprachen wahrnehmen. Nicht nur die Sprachanwendung findet differenziert statt, sondern auch die Wahrnehmung der unterschiedlichen Lebensweisen, die sie mit diesen Sprachen identifizieren. So argumentierte Ruben im ersten Gruppeninterview, dass zum Teil eine eigene Welt erstellt wird, die ausgesucht werden kann. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge) Damaris erwähnte in diesem Kontext, dass sie das Gefühl habe, die zweite rumänische Generation, die wie sie aufwuchs, sich eine eigene Welt geschaffen habe. In dieser sind nicht nur die Sprachen unterschiedlich, sondern auch die Wahrnehmungen. Sie haben somit alles doppelt erlebt und erfuhren eine Vermischung nicht der Sprache, sondern auch der Traditionen und Lebensweisen, zwischen welchen immer wieder hin und her gewechselt wurde. (2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Andreas erklärt während des Leitfadeninterview, dass sich seine Heimat vor allem durch seine Zweisprachigkeit und sein Leben zwischen zwei Welten schwer definieren lassen würde, jedoch für ihn das Lebensgefühl, mit dem er sich am wohlsten fühle, schlussendlich ausschlaggebend wäre. Hall (1996: 4) beschreibt in diesem Zusammenhang den Prozess „of becoming, rather than being“. Wie Menschen sich selbst repräsentieren, welche Ressourcen der Geschichte, Sprache und Kulturen sie nutzen, führt zu einer Identifikation. (ebd. 3f.) Diese Identifikation als Teil der emotionalen Dimension (Vgl. Esser 2006: 8) meint die von Hall beschriebene Zuordnung von „Gleichgesinnte“, die sich unter bestimmten Machtstrukturen wiederfinden. (Krönert/ Hepp: 2015: 267f.) Die Selbstzuordnung und -wahrnehmung der

zweiten Generation wurde nun dementsprechend geprägt. In den Gruppendiskussionen und dem Einzelinterview kamen alle Teilnehmende zu der gleichen Conclusio, dass deren Leben von Differenzen zwischen zwei Welten geprägt worden war. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Dies wurde unter anderem auch durch die Kategorie des Zugehörigkeitsgefühls ersichtlich, in denen Aussagen der Befragten gesammelt wurden, die ihre eigene Selbstwahrnehmung darstellten, wohingegen die Grenzen anhand einer „Kostenkalkulierung“ dementsprechend (nicht) überschritten worden waren. (Vgl. Kapitel 6.2.2.) Das Zugehörigkeitsgefühl und die Identifikation führten zu unterschiedlichen Auslegungen der eigenen Erfahrungen, in welchen ein Zusammenspiel der unterschiedlichen Dimensionen (Vgl. Kapitel 3.3; Kapitel 6.) beobachtet werden konnte. Diese Bildungen und Überschreitungen der Grenzen wurden unter anderem vor allem in der Anwendung der Begriffen, wie „Rumäne“, „Rumänin“, „AusländerIn“ und „ÖsterreichIn“ ersichtlich. Hierbei dienen solche Zuschreibungen zur Bildung von Differenzierungen zwischen ihnen und der Bevölkerungsgruppe ohne Migrationsgeschichte. (Vgl. Kapitel 6.2.4.)

Ein Beispiel, wie die kulturelle, soziale und emotionale Dimension der Zweisprachigkeit ineinanderwirken, ist die unterschiedliche Auffassung des Begriffs Muttersprache. In den Interviews wurden zu diesem Thema unterschiedliche Aspekte aufgeworfen. So wurde von einigen Interviewten festgehalten zwei Muttersprachen zu haben, wobei andere davon ausgingen nur eine Muttersprache zu haben. Die Betonung lag in den meisten Diskussionen auf die unterschiedliche Spracherlernung und Sprachfertigkeit. Demzufolge erklärte Andreas, er habe in den ersten fünf Jahren seines Lebens nur Rumänisch gelernt, weil zu Hause von den Eltern nur diese Sprache gesprochen wurde. Aus dieser Perspektive würde er Rumänisch als seine Muttersprache bezeichnen, wenn er sich aber mit Deutsch nicht wohler fühlen würde. Die deutsche Sprache wird in seinem Fall flüssiger und leichter angewendet. Er bezeichnete seine Muttersprache demnach wie folgt: *„Historisch gesehen ist Rumänisch meine Muttersprache, aus der Selbstwahrnehmung heraus ist Deutsch meine Muttersprache.“* (Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Auch in den anderen Interviews wurde die Thematik der Muttersprache unterschiedlich erlebt und erzählt. Für die meisten in den Interviews wurde dieser Begriff als Sprachen, die sie auf einem sehr hohen Niveau benutzen können und mit welchen sie ihren Alltag gestalten, definiert. So erklärte zum Beispiel Damaris, dass Deutsch und Rumänisch beide ihre Muttersprache seien, da sie diese seit einem sehr jungen Alter anwenden könne, wodurch keine Kommunikationsbarrieren zwischen ihr und den Menschen in ihrem Umfeld gegeben seien. (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Andere Auslegungen der

Muttersprache ließen sich auch von Anna und Timea bestimmen. So erzählte erstere, dass sie als jüngstes Kind – welches einige Jahre später geboren wurde, als ihre Geschwister – zu Hause beide Sprachen schon lernte, wodurch für sie beide als Muttersprachen definiert werden würden. (Anna, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Timea warf im Gegensatz dazu die Frage auf, ob eine Sprache überhaupt als Muttersprache definiert werden kann, wenn diese nicht von Geburt an, vor dem Erstkontakt zu schulischen Institutionen, erlernt wurde. Für sie war es eben aus diesem Grund außer Frage Deutsch als Muttersprache zu bezeichnen. (Timea, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Aus dieser Frage heraus entfachte eine Diskussion, wieso Muttersprache überhaupt so definiert werden würde. Die meisten Teilnehmende stimmten sich darüber ab, dass die sprachliche Affinität natürlich eine Rolle spielen würde, jedoch die Sprachverwendung im Alltag wesentlich dafür sei: „...*ich bezeichne Deutsch als meine Muttersprache, weil ich hier mein Leben lebe, ..., ich rede mit 99% der Menschen um mich herum Deutsch.*“ (Damaris, 2. Gruppeninterview, 2021, Wien) Im ersten Gruppeninterview waren die Meinungen zur Muttersprache etwas gespalten. Hierbei wurde zum Teil abwechselnd zwischen den zwei Muttersprachen und Rumänisch als einzige Muttersprache gewechselt. So definierten einige von ihnen ihre Muttersprache, als diejenige Sprache, die von den Eltern weitergegeben wurde, wobei andere sich erneut an die sprachliche Affinität orientierten. (Vgl. 1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge; 2. Gruppeninterview, 2021, Wien; Leitfadeninterview, 2021, Wien - Online) Auch wenn dieser Begriff von den Interviewten unterschiedlich wahrgenommen wurde, stimmten jedoch fast alle darüber ein, dass sie beide Sprachen sehr flüssig sprechen, jedoch Deutsch im Alltag leichter benutzten. So erwähnte zum Beispiel Emanuel, dass er – um Stigmatisierungen vorzubeugen – zum Teil im Lebenslauf oder sonstigen Repräsentationssituationen nur seine Muttersprache Deutsch angeben würde. (1. Gruppeninterview, 2021, Brunn am Gebirge)

Die Diskussion um Muttersprache zeigte, dass Sprache für die zweite rumänische Migrationsgeneration mehrere Dimensionen überschneidet, die sich unterschiedlich auswirkten. So war nicht nur die kulturelle Dimension relevant, die eine Sprachverwendung definiert und bestimmt, sondern auch die soziale Dimension, durch welche Kontakte und Beziehungen aufgebaut wurden und infolgedessen auf der emotionalen Dimension eine Identifikation anhand eines Zugehörigkeitsgefühls und einer emotionalen Zuordnung, eine Verbundenheit zu unterschiedlichen Regimes der Zugehörigkeit entstehen konnte. In der emotionalen Dimension wurde anhand bestimmter Faktoren kalkuliert, wer dazu gehört, wo das eigene Subjekt Zuordnung finden kann und welche Grenzen gezogen wurden oder werden. Somit nahmen die meisten der Befragten ein Leben zwischen zwei Welten wahr, in welchen Sprache eine große

Rolle in der Grenzüberschreitung, der Findung von Gemeinsamkeiten und Bildung von Loyalität und Gegenseitigkeit spielt. Dies konnte aber nicht ohne eine Unterscheidung zwischen „Wir“ und den „Anderen“ erfolgen. Sprache spielte laut Aussagen der Interviewten, je nach Kontext eine große Rolle in der Bildung von Differenzen und Gemeinsamkeiten.

Aus den bereits diskutierten Hilfsfragen wird eine Beantwortung der Forschungsfrage nun noch klarer. Dies soll nach einer kurzen Zusammenfassung der vorliegenden Masterarbeit in eine Conclusio beantwortet werden und offene Punkte besprochen werden.

8. Conclusio

Diese Masterarbeit setzte ihren Fokus auf das Leben der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in Österreich. Hierbei galt es den Einfluss der Zweisprachigkeit auf die Zugehörigkeit der zweiten Generation zu erforschen. Die zweite Migrationsgeneration wurde hierbei an die Definition von Hilde Weiss (2007: 25) angelehnt, die sie als Nachkommen von Migrierenden, die entweder im Aufnahmeland geboren wurden oder vor ihrem schulpflichtigen Alter eingewandert sind, definiert. Die theoretische Basis dieser Arbeit wurde hauptsächlich durch die Werke Stuart Halls, Joanna Pfaff-Czarneckas und Hartmut Essers gelegt. Hierbei wurde in einem ersten Kapitel die Differenz zwischen Identität und Belonging erläutert. Erstere wird durch Hall als ein Prozess des Werdens beschrieben, welcher ohne eine historische Betrachtung der machtpolitischen Diskurse nicht beobachtet werden kann. (Hall 1996: 4) Dieser Prozess befindet sich in einem „circuit of culture“, indem sich Repräsentation, Identität, Produktion, Konsumption und Regulation gegenseitig beeinflussen (Hall 1997: 1f.). Repräsentation wird hierbei als bedeutungsschaffende Codes definiert, durch welche kulturelle Kodierungen weitergegeben werden. Diese Repräsentation ist immer von historischen Gegebenheiten geprägt und beeinflusst dadurch auch alle anderen Faktoren im Zyklus der Kultur. (ebd. 22f.) Differenz stellt in diesem Zusammenhang eine Grenzziehung zwischen einer „Wir-Gruppe“ und den „Anderen“ dar und kann in der Diaspora ein Zusammenhaltsgefühl auslösen. (Hall 2018: 29ff.) Pfaff-Czarnecka argumentiert folglich, dass Identität alleine nicht ausreiche, da es empirisch schwer erfassbar sei und das Bild einer einzigen Identitätsnarrative vermittelt. Aus diesem Grund plädiere sie dafür das Konzept des Belongings weiterzuführen, da es im Gegensatz zum Identitätskonstrukt auf Gemeinsamkeiten und Gegenseitigkeit setzt, wodurch Lösungsmöglichkeiten leichter und besser entwickelt werden könnten. (Pfaff-Czarnecka 2012:12) In dem Ansatz des Belongings geht es um das Teilen gemeinsamer Erfahrungen, welches zur Gegenseitigkeit und Anbindung führen kann. Das Individuum befinde sich in einer Suche nach etwas Vertrautem und Dauerhaftem, in welcher es oftmals mit Grenzen konfrontiert wird. Diese gilt es zu überschreiten oder sich von diesen zu distanzieren. Zugehörigkeit existiert demzufolge nicht nur abgegrenzt und einmalig, sondern kann vielfältig produziert werden. (ebd. 8ff.) In einem weiteren Unterkapitel wurden diese zwei Ansätze miteinander verglichen, wobei die für diese Masterarbeit relevanten Punkte hervorgehoben wurden.

Zweisprachigkeit wurde in dieser Masterarbeit als Terminus mit unterschiedlichen Auslegungen erarbeitet. Hierbei galt es in einem ersten Schritt eine Unterscheidung zwischen

Mehrsprachigkeit und Zweisprachigkeit zu erstellen. Die Auseinandersetzung mit der Mehrsprachigkeit zeigte, dass dieser Begriff nicht ausreichend für das Vorhaben dieser Masterarbeit war, da dieses Konzept weitfassender definiert wurde. Zweisprachigkeit wurde demzufolge anhand von Filipović's Ansatz beschrieben. In diesem Zusammenhang legte die Autorin ihren Fokus auf Sprache als kognitives Werkzeug in der Erstellung von Bedeutungssystemen. Zweisprachigkeit äußerte sich diesbezüglich oftmals im Kontext der „shared patterns“. (Filipović 2019: 143f.) Hierzu wurde ergänzend Essers Arbeit zu den unterschiedlichen Dimensionen der Zweisprachigkeit angewendet und mit der Arbeit von De Cillia erweiternd ausgelegt. Laut Esser hängt eine soziale Integration der Zweisprachigkeit von den vier Dimensionen – Kulturelle, Soziale, Strukturelle und Emotionale – ab. Diese Dimensionen beeinflussen sich gegenseitig und können unterschiedliche Auswirkungen haben. De Cillia geht den Begriff der Zweisprachigkeit aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive an und erläutert den Lernprozess zweier Sprachen (Cillia 2011: 1f) Anhand dieser Auslegungen des Terminus Zweisprachigkeit konnten Diskurse zur Zweisprachigkeit in Österreich analysiert werden. Dieses Unterkapitel zeigte, dass in Österreich die Betonung auf das Erlernen der deutschen Sprache liegt, durch beispielsweise den Deutschförderklassen.

Anschließend wurde in einer Kontextualisierung der zweiten Migrationsgeneration ein Bild darüber geschaffen, wer die Untersuchungseinheit ist und unter welchen Bedingungen sie sich ein Leben im Aufnahmeland geschaffen haben. Hierbei wurde in einem ersten Input die zweite Generation in Europa und anschließend vertiefend in Österreich durch Zahlen und Grafiken dargestellt. Aus den präsentierten Zahlen wurde ersichtlich, dass die zweite Migrationsgeneration in Österreich noch relativ jung ist. Dies kann unterschiedlichen Faktoren zugeschrieben werden, wie beispielsweise dem Grund, dass diese Forschungsrichtung in Europa und Österreich bezüglich der zweiten Migrationsgeneration sich erst in den letzten Jahrzehnten entwickelte. Aus dieser Kontextualisierung wurde deutlich, wie sich die zweite Migrationsgeneration in der strukturellen Dimension integriert hat, insofern die jeweiligen Kommunikations- und Interaktionsmuster akzeptiert wurden. Besteht ein Einverständnis über das kollektive Wissen des Aufnahmelandes, kann sich die zweite Generation in dem Aufnahmeland entfalten. (Vgl. Kapitel 4.) Im Kapitel 5. erfolgte dementsprechend eine Einführung zur rumänischen Migrationsgeschichte. Diese zeigte die unterschiedlichen Aufnahmeprozesse, die im Einwanderungsland überschritten, beziehungsweise erfüllt werden mussten, wobei der historische Kontext – wie von Hall beschrieben – der unterschiedlichen Migrationsströmungen hervorgehoben wurde. (Vgl. Kapitel 2.1.)

Im letzten Abschnitt dieser Masterarbeit wurden die Interviews analysiert. Hierbei wurden in einem ersten Schritt die unterschiedlichen Interviews nach Aufbau, Ablauf und Reflexion angeführt, um dann auf die Kategorien zu kommen. Die Kategorien wurden anhand der qualitativen Inhaltsanalyse gebildet, wobei inhaltliche, analytische und natürliche Kategorien in den Interviews gefunden wurden. Die inhaltlichen Kategorien lehnten sich an den in Kapitel 2. und 3. erwähnten theoretischen Konstrukte an, wobei Hartmut Essers Ansatz der unterschiedlichen Dimensionen der sozialen Integration durch Zweisprachigkeit als Basis für die weiteren Kategorien war. Hierbei wurde innerhalb dieser Kategorien die Ansätze der kulturellen Identität (Hall) und Belonging (Pfaff-Czarnecka) mit den analytischen Kategorien verknüpft, um zu sehen, inwiefern sich Zweisprachigkeit auf die Zugehörigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration auswirken kann. Diese Ergebnisse wurden in Kapitel 7. diskutiert. Diese Diskussion verlief entlang der vier Hilfsfragen, die im Kapitel 1.1. angeführt wurden. Hierbei wurde ergänzt, wie die Zweisprachigkeit aus der Sicht der Interviewten angewendet wird. Für die Befragten ergab sich aus den Gruppendiskussionen heraus, dass sie die zwei Sprachen, Rumänisch und Deutsch, unterschiedlich anwenden, woraus sich eine differenzierte Bedeutung ergibt. In einem nächsten Schritt wurde debattiert, inwiefern Zweisprachigkeit mit sozialen Grenzziehungen in Verbindung gebracht wird. Für die Befragten ergab sich, dass sie sich beiden Nationalstaaten durch ihre Zweisprachigkeit verbunden fühlen, wobei dem österreichischen wesentlich mehr, da sie hier ihr Leben aufgebaut haben. In einem ersten Schritt half Sprache einem gewissen Zusammenhalt aufzubauen, jedoch geht Zugehörigkeit über weitere Faktoren, wie Lebensstil, Traditionen, Freunde und Familie, hinaus. Das Vertraute findet sich dementsprechend in einer Dynamik der Inklusion und Exklusion (Vgl. Kapitel 7.2.) In dieser Dynamik entwickelte die zweite rumänische Migrationsgeneration ihren eigenen Sprachgebrauch, in welchem eine Vermischung von Rumänisch und Deutsch in verschiedenen Kontexten verwendet wurde. Diese Vermischung wurde von den Befragten als „Mischmasch“ bezeichnet und erscheint hierbei als gemeinsame Interaktions- und Kommunikationsmuster. In diesem Sinne wird die Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration als flüssige Unterhaltungsmuster gesehen, die einen fluiden Übergang von einer Sprache in die nächste garantieren, wobei durch das gleichzeitige Bedienen dieser Sprachen eine Verbundenheit zu beiden Kulturen gegeben ist. (Vgl. Kapitel 7.3.) Schlussendlich wurde das Dilemma des Lebens zwischen zwei Welten durch die Diskussion um die Muttersprache aufgenommen. Hierbei wurden unterschiedliche Gemeinsamkeiten und Differenzen mit den zwei Ländern verknüpft und enthüllt eine Dynamik, die von den meisten Befragten dementsprechend wahrgenommen wurde. Muttersprache stellte für fast alle

Teilnehmenden ein Dilemma dar, da diese beide Sprachen auf einem sehr hohen Niveau verstehen, sprechen und anwenden können. Aus der Sicht der Befragten würden fast alle meinen, dass sowohl Deutsch als auch Rumänisch ihre Muttersprachen sind, diese Ansicht jedoch aufgrund von Stereotypisierungen und Grenzsetzungen nicht von allen Menschen der „Wir-Gruppe“ akzeptiert werden kann. Das Leben zwischen zwei Welten äußerte sich demnach nicht nur anhand der Muttersprache, sondern auch anhand eines ständigen Wechsels zwischen der „Wir-Gruppe“ und die „Anderen“ durch eine Fremd- und Selbstzuschreibung der Befragten. (Vgl. Kapitel 7.4)

Um nun auf meine Forschungsfrage – inwiefern Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in Österreich wahrgenommen werden würde – zurückzukommen, die zweite Migrationsgeneration nimmt Zugehörigkeit auch durch Sprache wahr. Wird die Sprache nicht gesprochen, so werden Grenzen gebildet, und zwar von ihnen selbst aber auch von der „Wir-Gruppe“. Sprache ermöglicht nicht nur eine Kommunikation mit unterschiedlichen Generationen, sondern auch mit der Verwandtschaft in Rumänien und gleichzeitig mit den „österreichischen“ Freunden in Wien. Als besondere Ausdrucksform einer Zugehörigkeit durch Sprache wird das Code-Switching, in den Interviews als „Mischmasch“ bezeichnet, wahrgenommen, durch welche sich die Befragten untereinander nochmals zugehöriger fühlen. Auch in dieser Masterarbeit betonten alle Befragten, sie beherrschten beide Sprachen gleich gut, sich jedoch im Verlauf der Jahre eine Präferenz zu einer Sprache entwickelte. Muttersprache spielt in diesem Zusammenhang eine große Rolle, da es ein Zusammenspiel der unterschiedlichen Dimensionen zeigt, welche von gesellschaftlichen Diskursen, persönlichen Erfahrungen und Interessen geprägt werden. Schlussendlich bleiben am Ende dieser Masterarbeit noch einige Thematiken offen, die einen weiteren Blick benötigen würde. So würde sich ein bedeutsames Forschungsthema in der Frage nach der Verbundenheit durch ein solches Code-Switching – „Mischmasch“ – der Sprachen und welche Zugehörigkeit es für die Befragten auslösen würde, ergeben. Auch gäbe es noch einige essenzielle Aspekte bezüglich der Muttersprache zu erfragen. Hierbei ließen sich Fragen stellen, die gesellschafts-politische Diskurse zu dieser Thematik beleuchten würden und welche Auswirkungen diese auf die Zugehörigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgenration haben könnte. Auch könnten hierbei Fragen der Gesellschaft-politischen Diskurse aufgeworfen werden und deren Einfluss auf die Muttersprach und Zugehörigkeit. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es in der Thematik der Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit der zweiten rumänischen Migrationsgeneration noch viele Möglichkeiten der Vertiefung gibt. Der Einblick dieser

Masterarbeit in die Situation der zweiten rumänischen Migrationsgeneration ließe sich dementsprechend um einiges erweitern.

9. Literatur:

Agenda Austria (2020) Welche Sprache sprechen die Kinder von Migranten? Abgerufen am 12.11.2020 <https://www.agenda-austria.at/grafiken/gdw-pisa-sprachbarrieren/>

Anghel, Remus Gabriel. Botezat, Alina. Coşciug, Anatolie. Manafi, Ioana. Roman, Monica (2016) International Migration, Return Migration, and their Effects: A Comprehensive Review on the Romanian Case. Bonn: IZA – Institute of Labor Economics DP No. 10445

Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (2006) Ausländerbeschäftigungsgesetz (2. EU-Erweiterungs-Anpassungsgesetz). Regierungsvorlage: Bundes(verfassungs)gesetz. Abgerufen am 03.03.2021

https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXII/I/I_01365/index.shtml

Bauböck, Rainer (1996) Nach Rasse und Sprache verschieden Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute. Wien: IHS Political Science Series, Working Paper 31. Institut für höhere Studien.

Crul, Maurice. Schneider, Jens (2009) The Second Generation in Europe: Education and the Transition to the Labor Market. Brussels: Migration Policy Institute.

Crul, Maurice. Schneider, Jens (2010) Comparative integration theory: participation and belonging in new diverse European cities. In: Ethnic and Racial Studies, 33:7. S. 1249-1268

Dannecker, Petra. Englert, Birgit (2014) Einleitung. In: Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung. Wien: Mandelbaum Verlag/ Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten. S. 1-19

Dannecker, Petra. Vossemer, Christiane (2014) Qualitative Interviews in der Entwicklungsforschung: Typen und Herausforderungen. In P. Dannecker & B. Englert (Hrsg.), Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung. Wien: Mandelbaum Verlag/ Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten. S. 153-175

De Cillia, Rudolf (2010) Mehrsprachigkeit statt Zweisprachigkeit – Argumente und Konzepte für eine Neuorientierung der Sprachenpolitik an den Schulen. In: Wodak, Ruth. Cillia, Rudolf. Gruber, et al. Diskurs, Politik, Identität. Tübingen: Stauffenburg-Verlag

De Cillia, Rudolf (2011) Spracherwerb in der Migration – Deutsch als Fremdsprache. Wien: Bundesinstitut-bifie, Zentrum für Innovation und Qualitätsentwicklung

Esser, Hartmut (2006) Migration, Sprache und Integration. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH FSP Zivilgesellschaft, Konflikte und Demokratie Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration, AKI-Forschungsbilanz, 4.

EU-Migration nach Österreich (2014) Fact Sheet. Aktuelles zu Migration und Integration. Wien: Österreichischer Integrationsfond, Medien-Servicestelle Neue Österreicher/innen

Expertenrat für Integration. (2019) Integrationsbericht 2019: Integration in Österreich – Zahlen, Entwicklungen, Schwerpunkte. Wien: BMEIA

Fassmann, Heinz (2015) Länderprofile Migration: Daten – Geschichte – Politik, Österreich. Abgerufen am 20.02.2021

<https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofile/215087/oesterreich>

Fassmann, Heinz. Münz, Rainer (2000) Ost-West-Wanderung in Europa. Wien: Böhlau Verlag

Fassmann, Heinz. Münz, Rainer (1995) Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen. Wien: Wissenschaft, Jugend und Volk, Dachs-Verlag Ges. m. b. H.

Fassmann, Heinz. Münz, Rainer. (Hg.) (1996) Migration in Europa: Historische Entwicklung aktuelle Trends, politische Reaktionen. Frankfurt/ Main: Campus Verlag

Filipović, Luna (2019) Bilingualism in Action: Theory and Practice. Cambridge: Cambridge University Press

Gabanyi, Anneli Ute (2005) Rumänien vor dem EU-Beitritt. Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik -SWP- Deutsches Institut für Internationale Politik und Sicherheit. SWP-Studie, 31.

Gapp, Patrizia (2009) Konflikte zwischen den Generationen: familiäre Beziehungen in Migrantenfamilien. In: Weiss, Hilde (Hrsg.): Leben in zwei Welten: Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation; Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 131-151.

Geschiere, Peter (2011) Autochthony, Citizenship And Exclusion: New Patterns in The Politics of Belonging in Africa and Europe. In: Albiez, Sarah. Castro, Nelly. Jüssen, Lara. Youkhana, Eva. Etnicidad, ciudadanía y pertenencia / Ethnicity, Citizenship and Belonging. prácticas,

teoría y dimensiones espaciales / Practices, Theory and Spacial Dimensions. Frankfurt/ Main, Madrid: Iberoamericana Vervuert. S. 175-198

Hall, Stuart (1994) Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument.

Hall, Stuart (1996) Introduction: Who Needs „Identity“? In: Hall, Stuart. Du Gay, Paul. Questions of Cultural Identity. London: SAGE Publications Ltd; 1-17

Hall, Stuart (1997) Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London: SAGE Publications

Hall, Stuart (2018) Das verhängnisvolle Dreieck. Rasse, Ethnie, Nation. Berlin: Suhrkamp Verlag

Horváth, István (2007) Länderprofile Migration: Daten – Geschichte – Politik, Rumänien. Abgerufen am 26.01.2021.

<https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofile/57795/rumaenien>

Jaeger, Thomas (2020) Materielles Europarecht: Lehr- und Handbuch zum Recht des EU-Binnenmarkts. Wien: LexisNexis erlag ARD Orac GmbH & Co KG

Krönert, Veronika. Hepp, Andreas (2015) Identität und Identifikation. In: Hepp A., Krotz F., Lingenberg S., Wimmer J. (eds) Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse. Medien, Kultur, Kommunikation. Wiesbaden: Springer VS. S. 265-273

Kuckartz, Udo (2012) Qualitative Inhaltsanalyse. Methode, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim/ Basel: Beltz-Juventa

Littig, Beate. Wallace, Claire (1997) Möglichkeiten und Grenzen von Fokus-Gruppendiskussionen für die sozialwissenschaftliche Forschung. Wien: Institut für Höhere Studien (IHS) (Reihe Soziologie / Institut für Höhere Studien, Abt. Soziologie 21).

Mayring, Philipp (2007) On Generalization in Qualitatively Oriented Research. In: Forum: Qualitative Social Research, September 2007, Volume 8 (3), Art. 26

Marik-Lebeck, Stephan (2009) Einwanderungsland Österreich: Strukturen und Trends. Berlin: Springer; Zeitschrift für Angewandte Geografie (2009) 33:63–70

Mey, Günter. Mruck, Katja (2007) Qualitative Interviews. In: Naderer, Gabriele. Balzer, Eva (Hrsg.). Qualitative Marktforschung in Theorie und Praxis: Grundlagen, Methoden und Anwendungen. Wiesbaden: Gabler. S. 249-278

Miles, Robert (2000): Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus; in: Rätzl, Nora (Hrsg.): Theorien über Rassismus; Argument-Verlag: Hamburg; S. 17-33.

Mihaescu, Constanta. Dumitrescu, Ilie. Mirica Andreea (2018) Populatia. In: Romania un Secol de Istorie: Date Statistice. Bucuresti: National Institute of Statistics, S. 12-48

Mückler, Hermann (2008) Migrationsforschung und Ethnohistorie. In: Wernhart, R. Karl. Zips, Werner (Hg.). Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien: Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft; S. 113-133

Müller. Natascha (2017) Code-Switching: 7 Wichtige Punkte für einen erfolgreichen Start ins Thema. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co.KG

ORF (o.D.) „Stark segregierend“, „undurchführbar“. Abgerufen am 31.07.2020 <https://orf.at/v2/stories/2433755/2433754/>

Ohliger, Rainer (1996) Vom Vielvölkerstaat zum Nationalstaat: Migration aus und nach Rumänien im 20. Jahrhundert. In: Fassmann, Heinz. Münz, Rainer. (Hg.). Migration in Europa: Historische Entwicklung aktuelle Trends, politische Reaktionen. Frankfurt/ Main: Campus Verlag

Ohliger, Rainer (2000) Von der ethnischen zur „illegalen“ Migration: Die Transition des rumänischen Migrationsregimes. In: Fassmann, Heinz. Münz, Rainer. (Hg.). Ost-West-Wanderung in Europa. Wien: Böhlau Verlag Ges. m.b.H und CO KG

ÖDaF; (o.D.) Stobler Thesen zu einer österreichischen Sprachenpolitik. Abgerufen am 27.07.2020 <https://www.oedaf.at/site/interessenvertretungsprac/stoblerthesen>

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2011) From ‘Identity’ To ‘Belonging’ In Social Research: Plurality, Social Boundaries, And The Politics Of The Self. In: Albiez, Sarah. Castro, Nelly. Jüssen, Lara. Youkhana, Eva. Etnicidad, ciudadanía y pertenencia / Ethnicity, Citizenship and Belonging. prácticas, teoría y dimensiones espaciales / Practices, Theory and Spatial Dimensions. Frankfurt/ Main, Madrid: Iberoamericana Vervuert. S. 199-220

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2012) Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung. Göttingen: Wallstein

Przyborski, Aglaja. Wohlrab-Sahr, Monika (2010) Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Odenbourg Wissenschaftsverlag GmbH; S. 173-182

Sándor, Gabriella (2010) Mehrsprachigkeit. Taylor & Francis Group International Journal of Multilingualism, Vol.7 (4), S. 379-381

Scherndl, Gabriele. Schmid, Colette (2020) Parallelgesellschaften: Wien wehrt sich gegen Kritik von Ministerin Raab. Abgerufen am 27.07.2020.

<https://www.derstandard.at/story/2000118037764/parallelgesellschaftenwien-wehrt-sich-gegen-kritik-von-ministerin-raab>

Schultz, Ulrike (2014) Über Daten nachdenken. Grounded Theory Studies in entwicklungsbezogener Forschung. In: Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung; Dannecker, Petra. Englert, Birgit (Hg.). Wien: Mandelbaum Verlag/ Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten. S. 75-93

Statistik Austria (2020) Bevölkerungsstruktur. Abgerufen am 12.11.2020

https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/124243.html

Statistik Austria (2020) Statistisches Jahrbuch: Migration und Integration – Zahlen, Daten, Indikatoren. Wien: Statistik Austria, Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds, Bundeskanzleramt

Statistik Austria (2019) Registerbasierte Statistiken: Erwerbsverläufe, Migration. Wien: Bundesanstalt Statistik Österreich; Schnellbericht 10.48

Steinke, Ines (2007) Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe. Von Kardoff, Ernst. Steinke, Ines (Hg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag

TIES (o.D.) The Integration of the European Second Generation. Abgerufen am 26.11.2020 <https://web.archive.org/web/20180722190715/http://www.tiesproject.eu/index9ed2.html?lang=en>

Tosic, Jelena. Streissler, Anna (2009) „Zwischen den Kulturen“? Kinder und Jugendliche der 2. Generation; in: Six-Hohenbalken, Marianne. Tosic, Jelena: Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas. S.185-204.

Verwiebe, Roland. et al. (2015) Zusammenleben in Wien. Einstellungen zu Zuwanderung und Integration. Hrsg.: Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung. Wien: MA 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung

Völkel, Bärbel (2014) Wie lange muss jemand hier leben? Migration und Identität. In: Public History Weekly 2 (2014) 7, DOI: [dx.doi.org/10.1515/phw-2014-1284](https://doi.org/10.1515/phw-2014-1284).

Weiss, Hilde (2007) Wege zur Integration: Theoretischer Rahmen und Konzepte der empirischen Untersuchung; in: Weiss, Hilde (Hrsg.) Leben in zwei Welten: Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generatio. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 13-30.

Wernhart, R. Karl (2008) Ethnos – Identität – Globalisierung. In: Wernhart, R. Karl. Zips, Werner (Hg.). Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien: Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft; S. 81-98

Wittgenstein, Ludwig. Graßhoff, Gerd (Hrg.) (2004) Ludwig Wittgensteins Logisch-Philosophische Abhandlung: Entstehungsgeschichte und Herausgabe der Typoskripte und Korrektorexemplare. Wien: Springer

Yuval-Davis, Nira (2006) Belonging and the politics of belonging. In: Patterns of Prejudice, 40:3, 197-214, DOI: [10.1080/00313220600769331](https://doi.org/10.1080/00313220600769331)

10. Abbildungsverzeichnis:

<i>Abbildung 1.</i>	37
<i>Abbildung 2.</i>	45
<i>Abbildung 3.</i>	45
<i>Abbildung 4.</i>	46
<i>Abbildung 5.</i>	46
<i>Abbildung 6.</i>	46
<i>Abbildung 7.</i>	47
<i>Abbildung 8.</i>	47
<i>Abbildung 9.</i>	47
<i>Abbildung 10.</i>	51
<i>Abbildung 11.</i>	52
<i>Abbildung 12.</i>	58
<i>Abbildung 13.</i>	59
<i>Abbildung 14.</i>	61

Abstract:

Die vorliegende Arbeit wirft einen Blick auf das Zugehörigkeitsgefühl der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in Österreich. Das Ziel dieser Arbeit ist es dementsprechend einen Zusammenhang zwischen der Zweisprachigkeit und der Zugehörigkeit der zweiten Generation zu erfragen. Hierbei wird folgende Forschungsfrage gestellt: Inwiefern wird Zugehörigkeit durch Zweisprachigkeit von der zweiten rumänischen Migrationsgeneration in Österreich erfahren? Um dieses Ziel zu erreichen und die Forschungsfrage beantworten zu können, ist eine qualitative Studie durchgeführt worden, die auf eine weitreichende Literaturrecherche basiert. Aus der qualitativen Inhaltsanalyse ging heraus, dass die zweite Generation die Zweisprachigkeit auf unterschiedliche Weise und in verschiedenen Kontexten benutzt. Durch ihre Zweisprachigkeit können sich Kommunikationsbarrieren entwickeln, die oftmals auch in Stereotypisierungen ihren Ursprung haben und die eigene emotionale Zuordnung beeinflussen. Positive und negative Erlebnisse schaffen ein eigenes Weltbild. Dies äußert sich unter anderem in den gemeinsamen Kommunikations- und Interaktionsmustern, die sich vor allem durch das Code-Switching äußern. Von den interviewten Personen ging heraus, dass diese oftmals ein Leben zwischen zwei Welten wahrnehmen, in welchen sie weder zur einen noch zur anderen gehören, sich jedoch beiden verbunden fühlen. Anhand der Diskussion um Muttersprache wird ersichtlich, wie Personen der zweiten rumänischen Migrationsgeneration Grenzziehungen der Zugehörigkeit empfinden.

The present work looks at the sense of belonging of the second generation of Romanian migrants in Austria. The aim of this paper is therefore to investigate the relationship between bilingualism and the belonging of the second-generation. Consequently, the research question is: To what extent is belonging experienced by the second generation of Romanian migrants in Austria through bilingualism? To achieve this objective and to answer the research question, a qualitative study was carried out based on an extensive literature research. The qualitative content analysis shows that the second generation uses bilingualism in different ways and in different contexts. Their bilingualism can lead to the development of communication barriers, which often have their roots in stereotyping. Based on the positive and negative experiences, an emotional affiliation helps in the creation of their own worldview. This is reflected in the common patterns of communication and interaction, which are mainly reflected in Code Switching. The interviewees found that they often experience a life between two worlds, in which they do not belong to one or the other but feel connected to both. The discussion about

mother tongue reveals how people of the second generation feel along the boundary lines of belonging.